



**Kaiser
& Dicke**





DIE RENAISSANCE
DER WUPPERTALER
TEXTILFABRIK.

DER BEGINN
EINER ZWEITEN
GRÜNDERZEIT.

2020



HERZLICH WILLKOMMEN BEI KAISER & DICKE.

**Lesen Sie jetzt, wie aus der bewegten
Geschichte der altehrwürdigen
Textilfabrik in Wuppertal eine Vision
für die Zukunft des Viertels, der Stadt
und der Region entsteht.**

Inhalt

- 12** **Grusswort**
Oberbürgermeister Andreas Mucke

-
- 16** **DIE VISION**
Eine Idee nimmt Gestalt an

-
- 30** **BEGEGNEN**
Café. Haus. Kultur.

- 36** **Vorbilder.**
Lissabon, Łódź und Krefeld.
- 42** **Das Haus, die Schonung und Glück.**
Ein Beitrag von Dr. Christoph Quarch.

-
- 54** **ARBEITEN**
Work. Life. Balance.

- 60** **2020.**
Der erzwungene Neustart.
- 64** **Warum Wuppertal?**
Der Aufbruch findet in Wuppertal statt.
- 68** **Zündstoff**
Impulse fürs Viertel.
- 72** **Urbane Akupunktur**
Ein Beitrag von Uwe Schneidewind.
- 80** **Wie wollen wir leben?**
Ein Beitrag von Uta Atzpodien.

-
- 84** **LEBEN**
Qualität. Wert. Zeit.

- 86** **Vom Feinsten.**
Über die Wohn- und Lebensqualität.

-
- 96** **DAS ENSEMBLE**
Der Gebäudekomplex in technisch architektonischer Übersicht.

- 134** **Das Denkmal.**
Die Denkmalwürdigkeit und der Denkmalschutz.
- 142** **226:**
Ein Beitrag von Raimund Stecker.

-
- 152** **DIE HISTORIE**
Aus Innovation wird Geschichte, die Zukunft schreibt.

-
- 168** **DER INITIATOR**
renaissance AG auf einer Mission.
- 186** **Die Autoren**
- 188** **Impressum**



WE ARE CALLED TO BE THE ARCHITECTS OF THE FUTURE,
NOT ITS VICTIMS.

RICHARD BUCKMINSTER FULLER

GRUSSWORT

SEHR GEEHRTE DAMEN UND HERREN,

an der Gewerbeschulstraße tut sich etwas: Auf dem ehemaligen Firmengelände von Kaiser & Dicke soll neues Leben einziehen. Wohnen und Arbeiten in der ehemaligen Textilfabrik soll verschiedenste Menschen und Lebensbereiche zusammenbringen: Künstlerinnen und Künstler mit Studentinnen und Studenten, eine Reparaturwerkstatt mit Bewohnerinnen und Bewohnern, ein offenes Café mit Nachbarinnen und Nachbarn. 8700 Quadratmeter Fläche stehen dafür zur Verfügung – und das in wenigen Gehminuten zur Barmer Innenstadt.



Der Immobilienentwickler renaissance Immobilien möchte das Gebäude modernisieren, dabei aber dessen industriellen Charme so weit wie möglich erhalten. Besonders daran ist die geplante Nutzermischung: also Mietwohnungen, Co-Learning-Büros für Studentinnen und Studenten, Künstlerateliers und Mikrobüros für Start-ups. Ein nicht-kommerzielles Nachbarschaftscafé soll Treffpunkt für die künftigen Mieter und die

Nachbarn der ehemaligen Textilfabrik sein, aber auch als Begegnungsstätte für den gesamten Stadtteil dienen. Im ehemaligen Verwaltungsgebäude sollen Ateliers entstehen, darüber hinaus sollen weitere Kulturveranstaltungen in den Komplex einziehen.

Zudem soll eine Quartierswerkstatt entstehen, in der ehemalige Handwerker ihr praktisches Wissen an die Nachbarn weitergeben. Die lichtdurchflutete Sheddach-Halle soll zur Stadtteilhalle werden, die offen ist für Hausbewohner und den Stadtteil. Diese Art »Volksgarten« soll auch die Möglichkeit für Urban Gardening bieten – so der Plan. Am Ende wird man sich nur noch schwer vorstellen können, dass hier seit der Zeit der Industrialisierung Maschinen auf Hochtouren liefen. Wenn man bedenkt, dass hier Schnürriemen, Tressen, Bordüren und Gummilitzen aller Art gemacht wurden, später auch technische Bänder für die Kabel- und Reißverschlussindustrie, dann wird einem bewusst, was für ein großer Wandel sich hier vollzieht.

Wuppertal ist seit vielen Jahren im Wandel begriffen. Die Stadt ist durch ihre unterschiedlichen Stadtteile und Zentren geprägt. Dabei hat jedes Zentrum und jeder Stadtteil seine Eigenheiten, die akzeptiert und fortentwickelt werden, um für die Wuppertalerinnen und Wuppertaler zeitgemäße und zukunftsfähige Identifikationsorte zu sein. Der Einzelhandel und die Nahversorgung in den Quartieren spielen eine wichtige Rolle, um die Zentren zu beleben, aber auch, um möglichst gleichwertige Lebensbedingungen zu schaffen. So sieht es das aktuelle Stadtentwicklungskonzept der Stadt vor.

Die altindustrielle enge Funktionsmischung von Wohnen und Arbeiten ist immer noch ein wesentliches Merkmal der Stadtstruktur und prägt deren Urbanität. Auch viele Bewohnerinnen und Bewohner identifizieren sich in starkem Maße mit den Stadtteilen und Wohnquartieren, vielfach mehr als mit der großen Stadt Wuppertal. Die Entwicklung und Pflege dieses Erbes müssen daher ein wichtiges Ziel der Stadtpolitik sein. Wir brauchen eine weitere Stärkung und Stabilisierung der Quartiere. Die Instrumente dafür sind vorhanden und müssen ausgebaut werden. Die Bürgerinnen und Bürger müssen in die Gestaltung der Quartiere aktiv eingebunden werden.

Zukunftsorientierte Quartiersentwicklung ist für mich die Umsetzung moderner, qualitativ hochwertiger konkreter Baumaßnahmen in den Quartieren. Hiermit wird auf die Anforderungen der demografischen Entwicklung vor Ort geantwortet und der wirtschaftliche Strukturwandel vorangetrieben. Das Zusammenführen von Wohnen, Arbeit,

Handel, Bildung, Freizeit und öffentlichem Nahverkehr zu einer kompakten, nutzungsmischten und sozial integrierenden Stadt ist ökonomisch und ökologisch sinnvoll.

Der Bau an der Gewerbeschulstraße, der in drei Abschnitten (1890, 1900 und 1954) entstand, ist einer der markantesten in seinem Bereich. Dass diese Fabrik nun revitalisiert wird, kann uns in Wuppertal natürlich freuen – ein prägendes Gebäudeensemble wird erhalten und einer neuen, interessanten Nutzung zugeführt. Daher wünsche ich uns allen, dass das Revitalisierungskonzept der Krefelder renaissance Immobilien aufgeht und ein altes Quartier zu neuem Leben erweckt werden kann.

Oberbürgermeister Andreas Mücke



DIE VISION

VISION IST DIE KUNST,
UNSICHTBARES ZU SEHEN.

JONATHAN SWIFT

J E D E M

E N D E

WOHNT

E I N

A N F A N G

I N N E

Vor 150 Jahren kam die Industrialisierung richtig in Fahrt.

Die Maschinen begannen den neuen Takt im Leben anzugeben.

**Der Beginn einer langen Geschichte:
In Wuppertal-Barmen wurde am 02. Juni 1869 die Kaiser & Dicke Textilfabrik gegründet.**

Schon bald verließen allerlei gewebte Bänder höchster Qualität die für ihre Zeit hochmoderne Textilfabrik. Schnürriemen und Gummilitzen, später auch Borden, Kordeln und Hutbänder wurden produziert und für ihre hervorragende Qualität im Jahr 1900 mit der Goldmedaille der Weltausstellung ausgezeichnet.

**Aber alles hat ein Ende:
2018 gingen die Lichter nach rund 150 Jahren aus.**

Erst einmal.



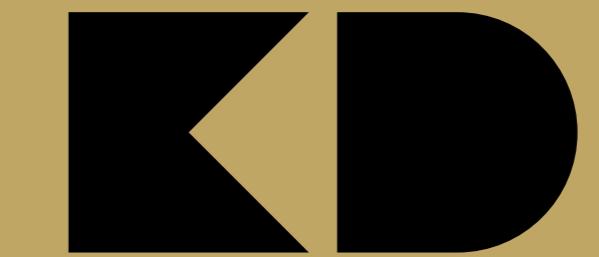
**Genau wie vor
150 Jahren ändern
sich die Zeiten
jetzt wieder.**

**Heute ist es die
Digitalisierung,
die eine ganz neue
Art des Arbeitens
ermöglicht.**

**Aber das bedarf
auch einer neuen
Idee, wie wir in
Zukunft miteinander
leben werden.**

**Die ehrwürdige
Fabrik Kaiser & Dicke
ist die ideale Bühne
für ein neues
Konzept vom
Wohnen, vom
Arbeiten und
der Begegnung.**

**Daraus wird
der Wille,
eine Vision für
die Zukunft
zu schaffen.**



Kaiser
& Dicke



**Arbeiten.
Leben.
Begegnen.**

**Auf fast 9000 qm
Fläche wird die
renaissance
Immobilien und
Beteiligungen AG
eine Vision um-
setzen, die einem
neuen Zeitalter den
Raum bietet:**

**Exklusive Lofts,
Wohnateliers
für Künstler,
Co-Learning-Büros
für Studentinnen
und Studenten und
Büros für Start-ups.**

**Kern ist ein
Nachbarschaftscafé
als Treffpunkt für
Bewohner,
Beschäftigte
und Nachbarn.**

Die Zeiten ändern sich.

Wenn Homeoffice zur Normalität wird, verändern sich auch die Freizeitgewohnheiten. Wer morgens und abends nicht mehr je eine Stunde im Stau steht, hat auch deutlich mehr Freizeit. Aber: Wer im Homeoffice arbeitet, möchte auch nicht die ganze Zeit allein sein, sondern auch weiterhin Kontakte pflegen – es müssen ja nicht die Kollegen sein. Bei Kaiser & Dicke wird ein großes Café für alle Homeworker, die Freischaffenden der Start-ups und die Kreativen aus den Ateliers seine Türen öffnen. Und natürlich auch für die Nachbarn im Viertel, sodass man nicht nur zusammen arbeitet, sondern auch zusammen lebt.

Bei Kaiser & Dicke wird sie nun realisiert, die Idee vom »Wohnen und Arbeiten«. Auf den fast 9000 qm Fläche will die renaissance Immobilien und Beteiligungen AG diese Vision umsetzen, denn das fehlt hier im Quartier. Spezielle Zeitzeugen des Industriedesigns bleiben bewusst erhalten.

Aus Zeitlosigkeit wird Nachhaltigkeit.

Wenn die Geschichte von Kaiser & Dicke nach 150 Jahren ihren zweiten Frühling erlebt, wird der neue Lebensraum auch ein Musterbeispiel für Nachhaltigkeit sein. Die Ökobilanz eines Gebäudes, das schon weit mehr als ein Jahrhundert existiert und modernisiert wird, ist nahezu unschlagbar – denn: je länger die Nutzung, desto nachhaltiger. Alles, was nicht neu erbaut wird, spart mehr Ressourcen ein als jeder noch so moderne Neubau. Gerade Zement zum Beispiel ist in der Herstellung extrem klimaschädlich: Bei der Herstellung der weltweit runde vier Milliarden Tonnen Zement im Jahr entsteht enorm viel Kohlendioxid – 2,8 Milliarden Tonnen, was rund acht Prozent der globalen Treibhausgasemissionen ausmacht. Und das ist nur ein Teil des Emissionsproblems: Für die Zementherstellung werden hohe Temperaturen benötigt, die mit der Verfeuerung wertvoller fossiler Brennstoffe erzeugt werden. Damit verdoppelt sich die klimaschädliche Wirkung noch.

**Damit ist klar, dass Renovieren und Restaurieren
viel nachhaltiger ist, als etwas neu zu bauen.**

B E G E G N E N

CAFÉ. HAUS. KULTUR.

V O R
S T E L
L U N G

V O R
T R I E B

V O R
B I L D

JEDER VORSTELLUNG VON EINER ZUKUNFT
BASIERT AUF ERLEBNISSEN DER VERGANGENHEIT.

DIRK DE SOUSA

WAS HAT WUPPERTAL MIT LISSABON, ŁÓDŹ UND KREFELD GEMEINSAM?

In Zukunft mit Kaiser & Dicke ein fortschrittliches, urbanes Quartier, das auf ganz zeitgemäße Weise einen Strukturwandel forciert, der Erhaltenswertes bewahrt und visionär Neues kreiert.

Die LX Factory in Lissabon, das OFF Piotrowska Center in Łódź und die Samtweberei in Krefeld zeigen, wie aus Altem ganz Neues entstehen kann.

Lernen wir die internationalen Vorbilder von Kaiser & Dicke kennen!

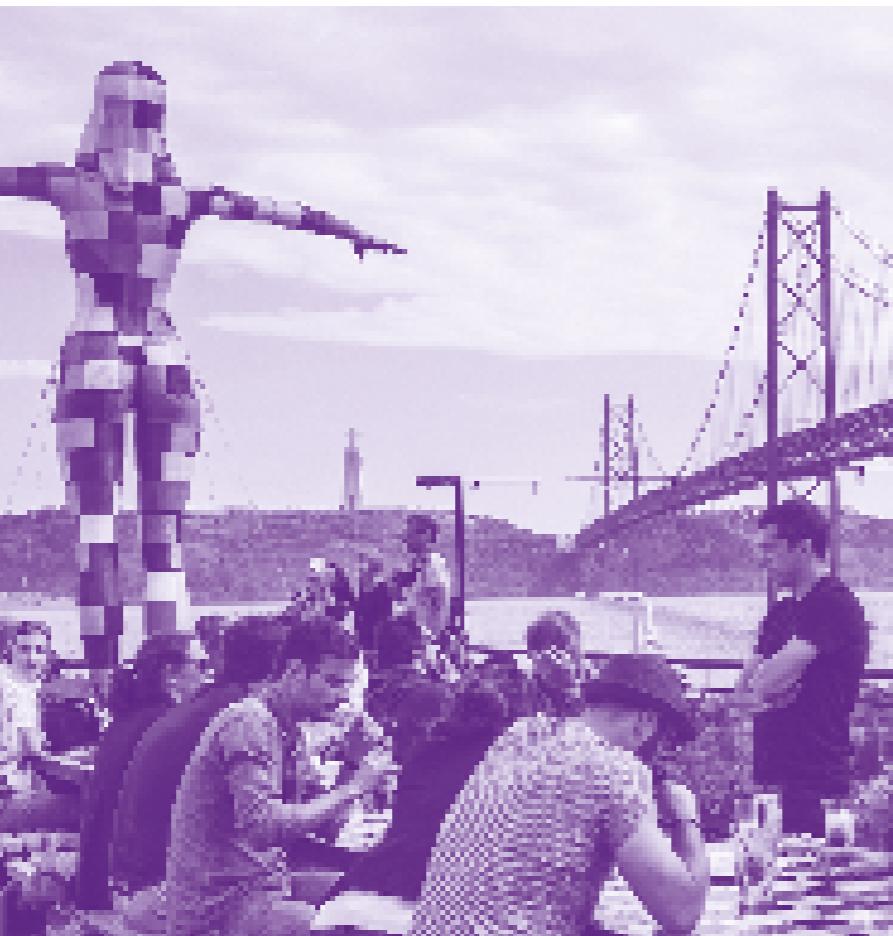
Erfahren wir, welche Strahlkraft sie für ein Viertel, ein Quartier und eine ganze Stadt entwickeln können.

VIVA LISBOA.

1846 wurde in Alcântara eine der bedeutendsten Fabriken Lissabons, die Weberei und Textilfabrik Companhia de Fiação e Tecidos Lisbonense, gegründet. Über die Jahre erlebte das 23000 m² große Areal eine wechselvolle Geschichte und unterschiedlichste Besitzer: Es beheimatete das Lebensmittelunternehmen Companhia Industrial de Portugal e Colónias sowie die Druckereien Anuário Comercial de Portugal und Gráfica Mirandela.

Nachdem dieser kleine Teil der Stadt jahrelang der Öffentlichkeit verborgen blieb, wurde die LX-Factory 2012 an die Gesellschaft zurückgegeben. Als kreativer Workspace, der zum einen von Unternehmen und der Industrie produktiv genutzt wird und zum anderen aber als kreatives Zentrum fungiert. Die LX-Factory ist zu einem Melting Pot einer ganzen Reihe verschiedener kreativer Köpfe aus Mode, Werbung, Kommunikation, Multimedia, Kunst, Architektur und Musik geworden, die alle die LX-Factory mit ihren Veranstaltungen zu neuem Leben erweckt haben.

Inzwischen gilt die LX-Factory laut Trip Advisor als Sehenswürdigkeit in Lissabon und als Hotspot für die Kreativen, Start-ups und Hipster der Stadt. In den oberen Etagen wird gearbeitet, im Erdgeschoss finden sich vor allem Restaurants, Cafés und einige Geschäfte, die ein Magnet für die Touristen geworden sind.

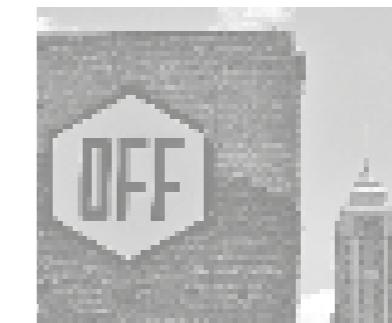


WWW.LXFACTORY.COM

36

WITAJ ŁÓDŹ.

Die ehemalige Fabrik von Franciszek Ramisch mitten im Herzen von Łódź arbeitet heute wieder im Dreischichtbetrieb – nun aber spinnt sie statt Baumwolle ihre eigene Geschichte als Teil des spektakulären Wandels, in dem sich die moderne polnische Stadt befindet. Auch hier stellt sich die gleiche Frage: Wie ist es möglich, das Alte mit dem Neuen erfolgreich zu verbinden, ohne die ursprüngliche Atmosphäre des Ortes zu verlieren? Das OFF Piotrkowska Center beantwortet die Frage als ein perfektes Beispiel für eine zeitgemäße Stadtsanierung. Das OFF-Konzept besteht aus Initiativen, die aus den Bereichen Kultur, Kunst, Umweltschutz, nachhaltige Entwicklung und Wirtschaft stammen. Das OFF Piotrkowska Center begeistert und motiviert die Menschen, ihren kreativen Gedanken freien Lauf zu lassen, und versteht Offenheit für Neues als Kern seiner DNA.



Aber erst mal zum Anfang zurück: Die Spinnerei und Weberei von Franciszek Ramisch wurde 1889 gegründet. Seit 1879 betrieb Ramisch eine Handweberei zur Herstellung von Baumwollprodukten und beschäftigte acht Arbeiter, die ca. 1000 Taschentücher herstellten. Im Jahr 1889 verfügte die Fabrik bereits über eine Dampfmaschine und 64 Maschinenwebstühle und beschäftigte damit 70 Arbeiter. Im Jahr 1897 beschäftigte sie 227 Arbeiter, 1905 waren es schon 452. Dann fielen die Maschinen und Webstühle dem Ersten Weltkrieg zum Opfer. 1924 wurde eine Aktiengesellschaft gegründet - die Baumwollwarenfabrik »Franciszek Ramisch«, die ca. 1.000 Arbeiter beschäftigte – der Höhepunkt in der Geschichte der Fabrik. Danach ging die Zahl der Beschäftigten bis 1935 um die Hälfte zurück, und das weitere Wachstum des Unternehmens wurde durch den Zweiten Weltkrieg gestoppt. Oft ist dann wilder Kapitalismus das letzte Kapitel in der Geschichte vieler Fabrikgebäude, doch die Ramisch-Fabrik hatte das Glück, dank der Bemühungen der Immobilienverwaltungsspezialisten von OPG Property Professionals ein zweites Leben geschenkt zu bekommen. Seit 1999 werden die Fabrikgebäude von verschiedenen Unternehmen genutzt, und gegen Ende des Jahres 2011 initiierte OPG Property Professionals, Eigentümer des Grundstücks in Piotrkowska 138/140, das Projekt OFF Piotrkowska Center. Mit erstaunlichen Ergebnissen: ein erster Platz in der Rangliste des Wettbewerbs der »7 neuen Wunder Polens«, der 2014 von der Zeitschrift National Geographic Traveler organisiert wurde. Und diese Erfolgsserie setzt sich fort, denn 2018 erklärte CNN das OFF Piotrkowska Center zum »coolesten Bezirk in ganz Europa«. 2020 nahm CNN Wuppertal in seine Liste der »CNN Travel's 20 best places to visit in 2020« auf – mehr als ein gutes Omen für Kaiser & Dicke.

WWW.PIOTRKOWSKACENTER.PL

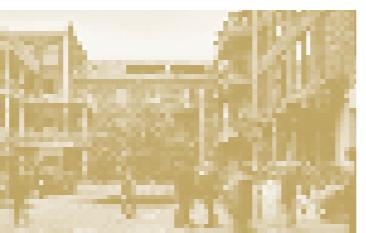
37

HALLO, KREFELD.

Wohnen, arbeiten und leben im Industriedenkmal – das ist in der alten Samtwerei in Krefeld bereits gelebter Alltag und Verdienst der Montag Stiftung. An der Ecke Lewerentzstraße/Tannenstraße befindet sich der historische Kern der ehemaligen Samt- und Seidenweberfabrik, die 1889 in Krefeld, der Samt- und Seidenstadt, gegründet wurde. Inzwischen findet man hier 37 Mietwohnungen unterschiedlicher Größe und für verschiedene Haushalts- und Wohnformen, die teils öffentlich gefördert und preisgebunden sind. Die historischen Gebäude mit dem Charme ihrer großen Fenster, der hohen Decken und großzügigen Räume wurden nach aktuellen Standards baulich ergänzt und energetisch saniert. Eine barrierearme Architektur ermöglicht auch das Mehrgenerationenwohnen. Aber es ging nicht nur um ein gutes Zusammenleben in der Wohngemeinschaft, sondern auch um eine gute Nachbarschaft: Ein »Nachbarschaftszimmer« im Erdgeschoss als Gemeinschaftsraum gibt den Initiativen des Viertels und den Bewohnern des Wohnprojekts viel Raum. Hier wurde auch eine Zeitlang eine teils ehrenamtlich geführte Gastronomie ausprobiert, die als Experiment auch gelang, aber inzwischen nur für explizite Veranstaltungen öffnet.

Interessant ist die gewerbliche Nutzung in der Alten Samtwerei. Im vollständig restaurierten Teil werden Gewerbeblächen zum ortsüblichen Mietzins vermarktet, gleichzeitig gibt es aber auch noch das Pionierhaus, das mit geringerem Investitionsaufwand teilsaniert wurde. Hier finden Start-ups, Soloselbstständige und Künstler Büroflächen zu einer halbierten Miete – »Halbe Miete fürs Viertel« heißt die Idee. Im Gegenzug leisten die Kreativen im Projekt »Viertelstunden« ihren Beitrag für gemeinwohlorientierte Projekte im Stadtteil.

Der Ansatz der Montag Stiftung als Initiator dahinter ist eine chancengerechte Stadtteilentwicklung. Das Konzept verfolgt die Idee, durch eine Investition in eine Immobilie dauerhafte Renditen für einen Stadtteil zu erwirtschaften. Diese Renditen sollen dem Stadtteil aber im doppelten Sinne zugute kommen: erstens über die sozialen Effekte, die von den Nutzern der Immobilie selbst ausgehen, und zweitens über konkrete, wirtschaftliche Gewinne, welche dauerhaft für gemeinnützige Projekte in den Stadtteil zurückfließen. Diese Projekte sollen vor allem die soziale und kulturelle Entwicklung des Stadtteils befördern sowie die Verbundenheit der Menschen mit ihrer teilweise neuen Heimat und die interkulturellen Verständigungsprozesse in den Blick nehmen. Auf diese Weise möchte die Stiftung dazu beitragen, dass sozial gemischte, heterogene Viertel mit funktionierendem Gemeinwesen und Teilhabemöglichkeiten für alle Bevölkerungsgruppen entstehen.
(Zitat Montag Stiftung)



EIN VORBILD.

Die Alte Samtwerei in Krefeld ist ein Erfolgsbeispiel, das die Idee von Kaiser & Dicke befähigt.

Der bunte Mix aus Gewerbeblächen, sozialen Freiräumen, Gastronomie, Kunst und Kultur und natürlich auch Wohnraum kann ein gesellschaftliches Biotop schaffen, das zukunftsweisend für das menschliche Zusammenleben im Lebensraum Stadt ist.





EINE KLEINE PHILOSOPHIE DES WOHNENS

DAS HAUS, DIE SCHONUNG UND DAS GLÜCK

EIN BEITRAG VON DR. CHRISTOPH QUARCH

In seiner **Neuen Wissenschaft von 1744** hat der neapolitanische Gelehrte GIAM-BATTISTA VICO (1688-1744) eine eindrucksvolle Kurzfassung der Kulturgeschichte vorgelegt:

**»DIE ORDNUNG DER MENSCHLICHEN
DINGE SCHRITT SO VORWÄRTS:
ZUNÄCHST GAB ES DIE WÄLDER,
DANN DIE HÜTTEN, DARAUF DIE DÖRFER,
SPÄTER DIE STÄDTE«**

Ganz am Anfang stand demnach die Wildnis, genauer: Dort standen die Wälder, die laut Vico von einem Volk ungehobelter und eigenbrötlerischer Waldschrate bewohnt wurden, die er Giganten nannte. Zu Menschen seien diese rohen Gesellen erst geworden, als sie auf die Idee kamen, eine einschneidende Veränderung ihres gewohnten Habitats vorzunehmen: Sie brannten eine Lichtung in den Wald. Ursprünglich taten sie das, so Vico, um freien Blick auf die Sterne zu gewinnen, von deren Beobachtung sie sich Wegweisung und Orientierung versprachen. Doch der Effekt dieser Maßnahme war ein ganz anderer: Mit der Lichtung öffnete sich ein Raum des Gewahrens. Solange es noch keine Lichtung gab, sahen die Giganten den Wald vor lauter Bäumen nicht. Es gab keinen Raum, an dem sich etwas zeigen konnte, und deshalb war es ihnen nicht möglich, sich zu irgendetwas oder irgendwem zu verhalten. Erst im offenen Raum der Lichtung konnten sie etwas gewahren:



Nun sahen sie sich und ihresgleichen vor dem Hintergrund des Waldes. So wurden die Giganten zu Menschen. Sie siedelten auf der Lichtung, und die Zivilisation begann.

Kaum dass das sich die Transformation der Giganten zu Menschen zugetragen hatte, hob nach Vicos reizender Geschichte eine bemerkenswerte Bautätigkeit an. Was die Menschen nun errichteten, war freilich etwas anderes als die Baue, die sie aus dem Tierreich kannten. Nein, sie bauten keine Baue, sondern Bauten. Diese Bauten nennt man Hütten oder Häuser, deren Bewohner freilich nicht in ihnen hausen, sondern wohnen. Jedenfalls sollte es so sein. Das ist bemerkenswert: Während dem Bau das Hausen entspricht, entspricht dem Haus das Wohnen. Wenn man verstehen will, was eigentlich ein Haus ist und was es von einem Bau unterscheidet, tut man deshalb gut daran, das Wohnen zu bedenken. Aber auch umgekehrt gilt: Was das Wohnen seinem Wesen nach ist, erschließt sich vom Wesen des Hauses her. Fragen wir zunächst: Was ist ein Haus?

Das Haus

Mit dem Wort Haus hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Es bedeutet sehr viel mehr als nur Gebäude. Ein Haus sind in einem älteren, aber immer noch geläufigen Sprachgebrauch immer auch die Bewohner des Gebäudes: die Familie. Beispiel: »Seit Jahren ist das Schloss im Besitz des Hauses Habsburg.« Das Haus ist also sowohl ein Gebäude als auch eine Familie. Und als Summe aus Gebäude und Bewohnern ist es etwas, das gehalten werden muss: ein Haushalt. Für das Halten des Haushalts verwendet die deutsche Sprache das Verb führen. Den Haushalt zu führen ist wiederum die Aufgabe der Hauswirtschaft, die sich der Haushaltung und des Hausstands annimmt. Genug davon. Klar geworden sollte sein: Ein Haus ist ein sowohl materielles als auch soziales Gebilde.

Dies erklärt, warum die Ordnung eines Hauses, die Hausordnung, nicht allein den Plan von Zimmern und Stockwerken umfasst, sondern vor allem das Regelwerk, wie man sich in einem Haus verhalten möge. In der griechischen Sprache heißt das Haus – in einem ähnlich umfassenden Sinne wie das deutsche Wort – οἴκος (*oikos*). Und der νόμος (*nómos*), die Ordnung, die in einem Hause gilt, nannte man im alten Griechenland οἰκονομία (*oikonomía*) – das Wort, von dem sich unsere Ökonomie herleitet. So alt wie das Haus selbst ist deshalb die Frage, woran Maß zu nehmen hat, wer als Hausherr oder Hausverwalter mit der oikonomía eines Hauses betraut ist. Wir erinnern uns: Ursprünglich sah der Plan von Vicos Giganten vor, durch Beobachtung der Gestirne am Himmel die Wegweisung für das Leben auf der Lichtung zu erhalten. Von der Kenntnis der Ordnung der Sterne (griech.: ἀστρα = *astra*), der ἀστρονομία (*astronomía*), versprachen sie sich, wenn man Vico folgen mag, Einsichten darüber, wie der Mensch auf Erden leben solle – was jedoch sehr bald schon nicht mehr möglich war, da man seit dem Bau der ersten Hütte ein Dach über dem Kopf hatte, das den Ausblick auf die Sterne verstellte. Nun brauchten unsere Vorfahren etwas anderes, woran sie Maß nehmen konnten; nun brauchten sie neue, innere Sterne, die dem Leben und Bauen die Richtung weisen.

In der ältesten abendländischen Abhandlung über die Architektur, die wir dem römischen Baumeister VITRUVIUS († 15 v. Chr.) verdanken, heißt es dazu passend, mit der Architektur sei die Ethik entstanden – was ursprünglich ein Wort für das Haus bzw. für das Regelwerk einer geordneten Haushaltsführung sei. Dahinter steckt die Überlegung, dass der wilde, vorzivilisatorische Mensch, solange er sich unter freiem Himmel bewegte und das gestirnte Firmament über sich wusste, an die großen Zyklen der Natur gebunden blieb; und dass erst seine Behausung bzw. Domestikation (von lat. *domus* = Haus) den Bedarf nach Ethik und Ökonomie gezeigt habe – als Ersatz für das Eingebettetsein in das umfassende Netz des natürlichen Lebens, für die Verwurzelung in der Erde.

Damit aber stellten sich schon früh in der Menschheitsgeschichte einige grundlegende Fragen: Worauf soll der Mensch sein häusliches Leben gründen? Wie soll er seine Behausungen einrichten? Wie soll er wohnen? Erstmals in aller Ausdrücklichkeit findet man diese Fragen bei dem griechischen Philosophen ARISTOTELES (380-322 v. Chr.) Im ersten Kapitel seiner Abhandlung über die Politik räsoniert er in einem bedeutungsvollen Abschnitt darüber, was eigentlich der Sinn eines *oikos* und das Ziel der *oikonomía* seien. Die Antwort, die der große Denker darauf gibt, klingt zunächst trivial – ist sie aber nicht. Sie lautet: Der Sinn des Hauses – *oikos* – ist es, ein Ort des guten Lebens oder auch des Glücks zu sein; und die *oikonomía* habe dafür zu sorgen, dass die dafür nötigen Voraussetzungen gegeben sind. Deren wichtigste nannte Aristoteles in seiner Sprache αὐτάρκεια (*autarkeía*), Autarkie. Das heißt: Unabhängigkeit des *oikos* durch nachhaltige Ressourcensicherheit. Solches sei erforderlich, damit die Bewohner des Hauses ihr Denken und Handeln nicht durch die Sorge um den Lebensunterhalt belasten müssten, sondern dem nachgehen können, was wirklich wichtig ist: im schönen Einklang miteinander und mit der Welt, deren Teil man ist, gemeinsam das Leben zu feiern und ... glücklich zu sein.

Einklang heißt auf Griechisch ἀρμονία (*harmonía*). Harmonie, so kommt es nun heraus, war für die Griechen, nicht nur für Aristoteles, das Maß und Ziel des Hauses: Harmonie nach innen und nach außen. Dadurch war dem Wohnen und dem Wirtschaften des Ökonomen – des *oikonomós* – eine natürliche Grenze gesetzt: nicht grenzen- und maßloses Wachstum an Geld oder Gütern galt als Sinn und Zweck seiner *oikonomía*, sondern ein maßvolles und durch die Autarkie begrenztes Wachstum an Glück, Geist und Gesundheit. Diesen Zielen war die Haushaltskunst – *oikonomía* – jederzeit verpflichtet. Und nicht nur sie.

Auch die Baukunst stand im Dienste eines guten Lebens der Bewohner: ihrer Harmonie nach innen und nach außen. Weil man sich im alten Griechenland darüber im Klaren war, wie bedeutsam diese Kunst für ein glückliches und gesundes Leben der Menschen ist, gab man ihr den ehrenvollen Namen ἀρχιτεκτόνικη (*architektonikē*), was so viel heißt wie Urkunstfertigkeit (archi von gr. ἀρχή = Ursprung; tektonike von gr. τέχνη = Fertigkeit). Ihre Aufgabe sah man darin, Behausungen für das gute Leben zu errichten. Das wusste auch noch der schon erwähnte Architekt Vitruvius. Er lehrte, ein guter Baumeister müsse den drei Grundprinzipien der Architektur genügen: firmitas (Festigkeit), utilitas (Nützlichkeit), venustas (Schönheit). Und dies gelinge immer dann, wenn er am harmonischen Bau des Universums Maß nimmt, um solcherart die Rückbindung des Gebäudes ans Große und Ganze herzustellen.

Die alten Baumeister, so Vitruv, hätten deshalb darauf bestanden, dass bei der Ausführung von Bauwerken ein »genaues symmetrisches Maßverhältnis der einzelnen Glieder zur

Gesamterscheinung« zu berücksichtigen sei – ganz so, wie auch im Universum Gleichgewicht, Balance und Harmonie die Welt im Innersten zusammenhalten. Ganz in diesem Sinne schreibt der zeitgenössische Philosoph Hajo Eickhoff, ein Haus sei »der zum Gefäß gewordene und auf ein fassliches Maß geschrumpfte Kosmos, in dem das Bild von Mensch und Welt neu geformt ist«.

Der Kosmos, dessen wunderbare und am Himmel sichtbare Ordnung am Anfang aller Kultur Vicos Giganten veranlasst hatte, eine Lichtung in die Wildnis des Waldes zu brennen und so zu Menschen zu werden, sollte im Verständnis der antiken Baumeister also maßgeblich bleiben für das Leben in dem Mikrokosmos namens Haus: für seine Architektur ebenso wie für seine Ökonomie. Als Maß des Hauses galt nichts und niemand anderes als das umfassende Leben der Natur – mit seiner Harmonie, mit seiner Stimmigkeit und Schönheit. Sie waren überzeugt: Nur wo das Leben innerhalb des Hauses rückgebunden bleibt an jene große Seinsordnung des Kosmos, wird es zu dem, was unsere Sprache Wohnen nennt – was etwas gänzlich anderes ist als Hausein. Worin aber liegt die Kunst des Wohnens? Was ist sein Wesen? Was ist seine Meisterschaft?

Die Schonung

Es ist das Verdienst des Philosophen Martin Heidegger (1889-1976), darauf hingewiesen zu haben, woher wir einen Wink erhalten, wenn wir nach Wesen und Meisterschaft des Wohnens fragen: aus der Sprache. Einiges von dem, was unsere Sprache über das Wunder des Wohnens verrät, haben wir schon vernommen, als wir über Baue, Bauten und Häuser nachdachten. Nun weist uns Heidegger in seinem Vortrag »Bauen, Wohnen, Denken« von 1951 hin auf die bemerkenswerte Verbindung zwischen dem Wohnen und dem Bauen:

»Was heißt nun Bauen? Das althochdeutsche Wort für bauen, ‚buan‘, bedeutet wohnen.
Dies besagt: bleiben, sich aufzuhalten.

Die eigentliche Bedeutung des Zeitwortes bauen, nämlich wohnen, ist uns verlorengegangen.«

Diese Nähe der Worte bauen und wohnen bezeugt zum Beispiel unser Wort Nachbar: »der ‚Nachgebur‘, der ‚Nachgebauer‘, derjenige, der in der Nähe wohnt.« Auch die Verben buri, büren, beuren, beuron, bedeuten alle das Wohnen bzw. die Wohnstätte. Dabei sage das alte Wort buan nicht nur, Bauen sei eigentlich Wohnen, sondern es verrate zugleich, wie beide miteinander zusammenhängen.

»Bauen, buan, bhu, beo ist nämlich unser Wort ‚bin‘ in den Wendungen: ich bin, du bist, die Imperativform bis, sei. Was heißt dann: ich bin? Das alte Wort bauen, zu dem



das ‚bin‘ gehört, antwortet: ‚ich bin‘, ‚du bist‘ besagt: ich wohne, du wohnst. Die Art, wie du bist und ich bin, die Weise, nach der wir Menschen auf der Erde sind, ist das Buan, das Wohnen. Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen. Das alte Wort bauen, das sagt, der Mensch sei, insofern er wohne ... «

Folgen wir Heidegger auf seinem Weg in die Wortgeschichte, dann stellt sich heraus, dass das Bauen in sich selbst ein Wohnen ist – wobei sich das Wohnen als das eigentliche, dem Menschen wesentliche Dasein auf Erden erweist: als das, was Menschsein im Grunde ist – worin es gründet, sofern es in der Erde als seinem tragenden Grund gegründet ist. Dies verstehen wir aber nur, wenn wir beim Bauen an das Geschäft des Bauers denken, dessen Wohnen in erster Linie ein Bebauen der Erde ist. Auch davon spricht Heidegger:

»Dieses Wort bauen bedeutet nun aber zugleich:
hegen und pflegen, nämlich den Acker bauen, Reben bauen.
Solches Bauen hütet nur, nämlich das Wachstum, das von sich aus seine Früchte
zeitigt. Bauen im Sinne von hegen und pflegen ist kein Herstellen.«

Zum Bebauen der Erde gehört sodann auch das Bauen von Gebäuden. Im Kern aber ist es die Kultivierung seines Anwesens – im doppelten Sinne des Wortes: seines Grund und Bodens und seiner zeitlichen Gegenwart – seines Bebauens der Erde und seines Daseins auf Erden. Bauen in dem von Heidegger freigelegten Sinn nennt das Wohnen unter dem Aspekt, dass wir irdische Wesen sind, die der Erde und der Natur zugehören. Mit der Auskunft, dass Bauen seinem Wesen nach Wohnen ist, ist noch nicht viel gewonnen. Nun müssen wir fragen, worin die eigentümliche Qualität des Wohnens besteht – was es vom Hause unterscheidet. Auch hier hilft die Wortgeschichte. Heidegger bemerkt:

»Das altsächsische ‚wuon‘, das gotische ‚wunian‘ bedeuten ebenso wie das alte Wort bauen das Bleiben, das Sich-Aufhalten. Aber das gotische ‚wunian‘ sagt deutlicher, wie dieses Bleiben erfahren wird. ‚Wunian‘ heißt: zufrieden sein, zum Frieden gebracht, in ihm bleiben. [...] Wohnen, zum Frieden gebracht sein, heißt: eingefriedet bleiben in das Frye, d.h. in das Freie, das jegliches in sein Wesen schont. Der Grundzug des Wohnens ist dieses Schonen. Er durchzieht das Wohnen in seiner ganzen Weite.«

Wenn es heißt, der Grundzug des Wohnens sei das Schonen, dann sollen wir dabei offenbar an die Schonung im Sinne eines offenen, aber eingefriedeten Bezirks im Wald denken, in dem sich junge Pflanzen entfalten können: ein Bezirk, der eigens dafür eingerichtet ist, dass das in ihm Geschonte zu sich selbst kommen kann, wesentlich sein darf. Denken wir diesen Gedanken weiter, dann führt er uns dahin, als Wohnen die Weise des Anwesens von uns Menschen auf Erden zu verstehen, die dazu angetan ist, uns zu uns selbst kommen zu lassen. Wohnen heißt dann: auf eine Weise auf Erden anwesend zu sein, in der wir unserem Wesen entsprechen – in der wir wesentlich da sind. Und dies geschieht in der Weise des Bauens, die dem Wohnen Raum gibt, indem es dem Menschen eine Schonung – und das heißt nun: eine Wohnung – baut. Schonung ist das Wesen der Wohnung. Oder anders gesagt: Der Sinn einer Wohnung erfüllt sich darin,

den Menschen, die sie bewohnen, ein Ort der Schonung zu sein: ein Ort, in dem sie wesentlich sein und in Freiheit wachsen können: ein Ort, an dem Leben sich in die Fülle seiner selbst entfalten kann.

Aber was soll das heißen: die Entfaltung des Lebens zu seiner Blüte? Was ist die Blüte des Lebens? Woran muss das Bauen Maß nehmen, wenn wir wesentlich wohnen wollen: wenn wir so auf Erden anwesen wollen, dass in unserem Anwesen unser Wesen ans Licht kommt – dass wir in die Wahrheit unseres Wesens finden?

Bauen, das nah am Ursprung bleibt, baut Häuser, die der Blüte des Lebens dienen. Dafür hält es die Rückbindung ans Ganze, entfremdet sich nicht der Natur. Vielmehr erschafft es eine zweite φύσις (phýsis): eine zweite Natur. Es ist ein hegen und pflegen: ein kultivierendes Bauen, das sich in das große Spiel des Lebens fügt und so die Harmonie des Ganzen achtet. Ein Haus, das solcherart entsteht, gleicht einer Pflanze, und sein Baumeister ist wie ein Gärtner, der dem Leben eine schöne Form gibt; der es nährt und unterhält. Der Architekt GREG LYNN (*1964) notierte einmal:

»ICH WÜNSCHE MIR HÄUSER, DIE GEWACHSEN SIND«.

Er sagt damit, was wesentliches Bauen ist: Ein Haus, das seine Rückbindung ans Ganze nicht verloren hat, ist ein gewachses Haus und deshalb ein Gewächshaus für die Seelen derer, die in ihm wohnen. Wo das der Fall ist, darf man damit rechnen, dass das Bauen glückt und dass ein wahres, wesentliches Haus entsteht, worin das Leben blühen kann und wo das Glück zu Hause ist – ein Haus, in dem das Glück zu einer freudvollen Gewohnheit wird, worin sich glücklich wohnen lässt.



Das Glück

Glück ist blühende, entfaltete Lebendigkeit. Es wohnt da, wo es stimmt. Es braucht einen Raum, in dem die Symphonie harmonischer Lebendigkeit ertönt, einen bestimmten Ort – besser noch: Hort –, in dem es wohlbehütet ist. Ein solcher Hort, der hütet, ist die Hütte, ist das Huis, das Haus. Ein Haus, das seines Namens würdig ist, hütet und hortet, hegt und pflegt das Glück, sodass es darin wohnen kann. Das nämlich ist die Weise, wie das Glück sich zuträgt. Das Wohnen ist ihm wesentlich. Die Sprache sagt nicht ohne Grund vom Glück, es wohne. Im Wohnen ist das Glück zu Hause. Eine Wohnung des Glücks zu sein, ein Hort des guten Lebens: Das ist der eigentliche Sinn eines jeden Hauses. An ihm Maß zu nehmen und ihn zu manifestieren ist die Aufgabe sowohl der Architektur als auch der Ökonomie. Gelingen werden beide nur, wenn sie dem Sinn – auf Griechisch λόγος (lógos) – des oíkos Folge leisten und den Grundprinzipien dessen folgen, was wir

heute als Ökologie (oikología) kennen. Damit der Hausbau glückt – das heißt: dem Glück seiner Bewohner dient –, braucht er die Rückbindung – religio (von lat.: religare = rückbinden) – an das Ganze. Reißt diese Bindung ab, entfremdet sich das Bauen vom Leben. Es wird zur leblosen und kalten Technik, die einer lebensfernen Logik folgt. Anstatt dem Glück der Menschen zu dienen, stellt es sich in den Dienst von Interessen und Funktionen. So wird das Bauen seelenlos, und seine Werke sind dann nicht mehr Lebensräume, sondern Toträume, worin kein Leben mehr zur Blüte reifen kann: Räume, die neurotisch und krank machen, die Langeweile verbreiten und Intuition, Kreativität und Lebensfreude töten; Räume, wie sie in unserer dem Kosmos abgewandten Welt in allen Städten überall zu finden sind.

Die Kunst des wesentlichen Bauens und Wohnens setzt voraus, am großen Leben Maß zu nehmen und den Mikrokosmos des Hauses stimmig in den Makrokosmos der lebendigen Welt zu integrieren. Fragen wir nun, wie das gelingen kann. Wie können wir die oikologia, die Ökologie des Lebens in unseren Häusern heimisch werden lassen? Wie lässt sich das große kosmische Prinzip der Harmonie in unseren häuslichen Alltag herunterbrechen? Wir können sie ermitteln, wenn wir mit Heidegger ein Haus betrachten, das in seinen Augen bespielhaft zeigt, was es bedeutet, glücklich oder wesentlich zu wohnen:

»Denken wir für eine Weile an einen Schwarzwaldhof, den vor zwei Jahrhunderten noch bäuerliches Wohnen baute. Hier hat die Inständigkeit des Vermögens, Erde und Himmel, die Göttlichen und die Sterblichen einfältig in die Dinge einzulassen, das Haus gerichtet. Es hat den Hof an die windgeschützte Berglehne gegen Mittag zwischen die Matten in die Nähe der Quelle gestellt. Es hat ihm das weit ausladende Schindeldach gegeben, das in geeigneter Schräglage die Schneelasten trägt und tief herabreichend die Stuben gegen die Stürme der langen Winternächte schützt. Es hat den Herrgottswinkel hinter dem gemeinsamen Tisch nicht vergessen, es hat die geheiligten Plätze für Kindbett und Totenbaum, so heißt dort der Sarg, in die Stuben eingeräumt und so den verschiedenen Lebensaltern unter einem Dach das Gepräge ihres Ganges durch die Zeit vorgezeichnet.«

Ohne sich in Romantik zu verlieren, können wir im Ausgang von diesem Beispiel ahnen, was gutes Wohnen war und ist – und wonach wir uns richten können, wenn wir danach fragen, welche Wohnungen das Glück für sich bevorzugt. Fünf Signaturen der Ökologie des wesentlichen Wohnens sind dabei erkennbar.

1. Einklang mit der Natur

Das Haus ist ein Ort des Schutzes: Es bietet Obdach und Wärme, es bewahrt vor vielfältigen Gefahren durch Wind und Wetter, Schnee und Eis. In seinem Haus fühlt sich der Mensch sicher und geborgen. Beides braucht er für sein Glück. Nur wenn er sich dem Augenblick überlassen kann, wenn er sorgenfrei im Hier und Jetzt weilt, spielt sich die Selbstgenügsamkeit des Glücks ihm zu.

Als Schutzraum ist das Haus der Natur abgerungen, andererseits aber ist der Mensch immer auch Natur. Deshalb folgt er deren Rhythmen, ist eingebunden in den Kreislauf des großen kosmischen Lebens, das aus sich heraus nach Harmonie und Einklang strebt. Dem gilt es zu entsprechen, daran gilt es Maß zu nehmen, wenn wir nach der Kunst des Woh-

nens fragen. Das Wohnen glückt, wo es sich nicht von der Natur entfernt. Ganz ohne Pflanzen oder Tiere ist es gar nicht vorstellbar. Auch braucht es einen Garten, der es möglich macht, in unmittelbarer Fühlung des Wechsels der Tages- und Jahreszeiten zu leben. Wesentliche Baukunst lässt deshalb die Natur ins Haus herein. Sie wird das Haus ausrichten am Gang der Sonne und dafür Sorge tragen, dass es sich seiner Umgebung so einfügt, dass es ihr nirgendwo Gewalt antut. Dieser Aspekt der Kunst des Wohnens findet in Heideggers Beschreibung seinen Niederschlag, wo es heißt: »Es hat den Hof an die windgeschützte Berglehne gegen Mittag zwischen die Matten in die Nähe der Quelle gestellt. Es hat ihm das weit ausladende Schindeldach gegeben, das in geeigneter Schräglage die Schneelasten trägt und tief herabreichend die Stuben gegen die Stürme der langen Winternächte schützt.«

Um der Ordnung des Lebens zu folgen, wird ein Haus so nachhaltig wie möglich einzurichten sein, damit die natürlichen Ressourcen, von denen das Leben abhängt, geachtet und geschont werden. Dazu gehört die Verwendung natürlicher und regenerierbarer Baustoffe. Dazu gehört ebenso die Nutzung regenerativer Energien und das Vermeiden von Umweltbelastungen. Und natürlich darf bei einer den Menschen schonenden, wesentlichen Wohnung nicht deren Einrichtung vergessen werden. Der Ordnung der Natur entspricht es, sich mit Naturprodukten und ökologisch hochwertigem Mobiliar zu umgeben. So viel ist gewiss: Ohne den Respekt für die uns umgebende und durchpulsende Natur kann menschliches Wohnen nicht wesentlich sein. Ohne ein ausgeprägtes Bewusstsein für die Ökologie der Harmonie von Mensch und Natur wird das Glück in unsere Wohnungen nicht Einzug halten.

2. Harmonie des Gebens und Nehmens

Menschliches Wohnen ist immer auch ein Bauen: Bauen im Sinne des Bebauens, das dem Leben wesentlich ist, da es auf Nahrung und Lebensunterhalt angewiesen ist. Diese Ordnung darf nicht ausgeblendet werden, wenn wesentliches Wohnen einen Ort finden soll: Wohnungen, die ihm entsprechen, sollten so eingerichtet oder gelegen sein, dass sie die Erwerbsarbeit in die täglichen Rhythmen des Lebens stimmig integrieren – im Sinne dessen, was man heute Work-Life-Balance nennt. Der Hof des Schwarzwaldbauern dafür ebenso ein Paradebeispiel wie avancierte städtische Bauprojekte, die Arbeiten und Wohnen zusammenführen – ein leuchtender Kontrast zum Pendlerleben, das Wohnort und Arbeitsstelle oft Hunderte Kilometer voneinander entfernt sein lässt und ökologische wie psychologische Belastung mit sich bringt.

Ein wesentliches Haus verbindet Arbeiten und Wohnen. Es bietet dem Leben im Ganzen ein gemeinsames Dach und heilt damit den Riss, der schmerzvoll durch das Leben vieler Menschen geht, die in zweierlei Welten wandeln, doch in keiner heimisch werden können: einerseits die Welt der Unternehmen und Betriebe, die einer rein funktionalen und technischen Maschinenmatrix folgen und Räume lediglich auf ihre Nützlichkeit hin ein- bzw. ausrichten; und andererseits die Welt des Privaten, in der man sich einigermaßen häuslich einzurichten versucht, dabei aber häufig an die Grenzen seiner Möglichkeiten stößt. Dieser Umstand gibt zu erkennen, dass die herrschende Ökonomie, die sich weitgehend vom Sinn des Hauses, dem logos des oikos – also der Ökologie – abgewandt hat, das wesentliche Bauen weitgehend vergessen hat. In einer Welt, die sich den Imperativen des Marktes unterworfen hat, ist das Glück obdachlos geworden. Kein Wunder, dass viele Menschen es auf Reisen suchen, aber nicht zu Hause.

Doch nicht nur dem wesentlichen Bauen ist die wirtschaftliche Rationalität mit ihrem Imperativ zu Funktionalität und Produktivität feindlich gesonnen, sondern auch dem wesentlichen Wohnen nach Maßgabe einer sinnvollen oikonomia. Um das Glück in unseren Wohnungen wohnhaft zu machen und ihm neue Behausungen zu geben, sind Häuser vonnöten, die einer anderen, ökologischen Ökonomie verpflichtet sind – etwa der oikonomia, die schon Aristoteles empfahl: einer Ökonomie, die dem Gleichgewicht und der Balance des Gebens und Nehmens verpflichtet ist; deren Ziel nicht monetärer Reichtum ist, sondern maßvolles Wachstum und nachhaltige Unabhängigkeit des Hauses im Einklang mit Natur und Gesellschaft. Glückliches und wesentliches Wohnen ist nur möglich, wo der Sinn und Zweck der in ihm mächtigen oikonomia das menschliche und nicht allein das monetäre oder materielle Wachstum ist.

3. Miteinander der Menschen

Jedes Haus hat seine eigene Stimmung, die ihrerseits die Hausbewohner stimmt. Nimmt die Baukunst Maß am Kosmos, setzt sie seine Harmonie ins Werk, dann wird sie Räume schaffen, die Menschen auf den Grundton der Harmonie stimmen und deren stimmige Gemeinschaft fördern. Auf diese Weise genügt das Haus dem Umstand, dass Menschen soziale Wesen sind. Im Haus, um Feuerstelle oder Tisch – bzw. an der Kaffeemaschine – versammelt sich seine Bewohnerschaft. Das Haus öffnet einen Raum der Geselligkeit. Man arbeitet gemeinsam. Es ist ein Ort der Begegnung und damit der Lebendigkeit. Ganz im Sinne des Philosophen MARTIN BUBER, der einmal notierte:

»JEDES WIRKLICHE LEBEN IST BEGEGNUNG.«

Das Glück wohnt in einem offenen und durchlässigen Haus. Wesentliches Wohnen braucht keine Festungen der Intimität. Es sucht die Balance zwischen Privatsphäre und Öffentlichkeit – zwischen Räumen des Rückzugs und Räumen der Geselligkeit; Räumen der Rekreation und Räumen der Kreation. Früheres Wohnen, in herrschaftlichen, bürgerlichen und auch bäuerlichen Häusern, wusste das, wenn es private von repräsentativen oder öffentlichen Räumen unterschied. So trug man der Eingebundenheit in die soziale Ordnung des Lebens Rechnung und wahrte das Gleichgewicht zwischen Intimität und Geselligkeit.

Auch das Miteinander der Generationen ist für das wesentliche Wohnen charakteristisch. Es macht Ernst damit, dass sich das Leben zwischen den Generationen fortschreibt und systemisch in Familien entfaltet. Freilich gibt es heute nicht mehr die Großfamilie, die einst den Schwarzwaldhof bewohnte – und selbst die Kleinfamilie ist im städtischen Raum lange schon nicht mehr der Regelfall des sozialen Lebens. Gleichwohl entdecken junge Familien in zunehmendem Maße, wie hilfreich und lebensdienlich ein stimmiges Miteinander der Generationen sein kann. Das führt nicht zwangsläufig zu einem Plädoyer für Mehrgenerationenhäuser, gibt aber zu bedenken, dass bei der Entscheidung über Wohnort und Wohnungssuche die familiäre und generationenübergreifende Wirklichkeit des Lebens nicht ausgeblendet sein sollte.



4. Raum für Kultur

Der Mensch ist nicht nur Teil einer Familie. Nicht minder ist er eingebunden in das Leben der Gesellschaft. Da gibt es Nachbarn, Freunde und Kollegen, Geschäftspartner und flüchtige Bekannte. Der Mensch ist immer anderen Menschen zugehörig, und im Miteinander der Menschen entfaltet sich ihre Kultur. Wohnen und Bauen sind deshalb Weisen des Kultivierens des kulturellen Miteinanders. Sie öffnen Begegnungs- und Kulturräume: Orte des Gesprächs und der Beziehungspflege. Im Schwarzwaldhof hat man deshalb »den gemeinsamen Tisch« nicht vergessen: den Ort der Begegnung, des Gesprächs, der Geselligkeit von Bewohnern und Gästen.

Wo sie ein kultivierter Raum der Kultur sind, werden Wohnungen zu Schonungen – zu Gewächshäusern der Seele. In ihnen ist es möglich, dass Menschen reifen und wachsen, blühen und sich zeigen können: dass sie sich mitteilen und schöpferisch in der Welt bekunden können. Ein Haus des wesentlichen Wohnens ist eine Schonung für die Potenzialentfaltung. Sie gelingt im Wechselspiel von sozialer Verbundenheit und persönlicher Freiheit, Zugehörigkeit und Individualität, Schutz nach außen und Offenheit nach innen. »Der Mensch«, so sagte Martin Buber, »wird am Du zum Ich.« Für sein kulturelles, schöpferisches Handeln braucht er sowohl ein Gegenüber als auch einen sicheren Stand. Ein wesentliches Haus gewährt ihm beides: Es gibt ihm einen Standpunkt und öffnet ihm zugleich den Zugang in die Welt. Es ist eine Begegnungsstätte von Mensch und Natur, von Intimität und Öffentlichkeit, von Einsamkeit und Geselligkeit. Je inniger diese Pole in einem Haus verbunden sind, desto mehr wird es dem Menschen zum Kulturräum seines Glücks.

5. Rückgebunden an das Ganze

Die bislang genannten Signaturen des wesentlichen Wohnens blieben wirkungslos, fügten sie sich nicht in die Ordnung des großen Lebens: des Kosmos und seiner Ordnung der stimmigen Harmonie. Damit das Glück im Hause eines Menschen wohnhaft wird, braucht es Orte und Zeiten, an denen er sich sammeln und besinnen kann. Es braucht Räume, worin er sich angehen und in Anspruch nehmen lassen kann vom lebendigen Geiste des Kosmos, der seinem Leben Sinn und Maß gewährt. Er braucht einen Ort der Andacht und der Stille, um das Bewusstsein für das Wesentliche wach zu halten. Der Schwarzwaldbau Heideggers hat deshalb auch »den Herrgottswinkel nicht vergessen«. Heute kann es ein für Besinnlichkeit und Ruhe vorgesehenes Zimmer sein, ein Ort der Meditation oder inneren Sammlung; oder auch ein Raum der Schönheit, Kunst und Poesie, an dem der Geist der Bewohner Nahrung und Inspiration findet. Gelingt das wesentliche Wohnen, gelingt die Poesie des Bauens, wird ein Haus zu einem Haus der Zugehörigkeit: der Zugehörigkeit zum Kosmos, der Zugehörigkeit zur Erde, der Zugehörigkeit zu anderen Menschen, der Zugehörigkeit zur Kultur, der Zugehörigkeit zum heiligen Sein der Welt.

Aus der Zugehörigkeit zum Sein der Welt baut sich unser Glück.

Da, wo es stimmt – da, wo die große Harmonie gelingt –, zieht das Glück in unsere Häuser ein, bezieht es Wohnung mitten unter uns.



ARBEITEN

WORK. LIFE. BALANCE.

NEW
WORK

LESS
WORK

HOME
WORK

FRISCH ALSO!
MUTIG ANS WERK!

FRIEDRICH SCHILLER

DIE ZEITEN ÄNDERN SICH.

Die Digitalisierung hat einen Umbruch angestoßen, der am Ende vermutlich sogar die industrielle Revolution im geschichtlichen Rückblick in den Schatten stellen wird.

Bis heute ist nicht klar, wie weitreichend und tiefgreifend der digitale Wandel die Welt und unsere Gesellschaft noch verändert.

Die Chancen dieses Wandels sind enorm groß.

Die umwälzenden Veränderungen, die von der Digitalisierung bewegt werden, haben auch direkte Auswirkungen darauf, wie wir in Zukunft arbeiten werden, und werfen die Frage auf:

Wie wollen wir
wohnen und leben?

DER ERZWUNGENE NEUSTART.

W A S 2 0 2 0 G E L E H R T H A T.

Bei allen negativen Effekten, die uns die Coronapandemie beschert hat, sorgte jedoch eine unmittelbare Auswirkung für Erstaunen: Plötzlich war es möglich, dass Millionen von Arbeitnehmern einfach nahtlos von zu Hause weiterarbeiten konnten. Homeoffice heißt das Zauberwort.

In Deutschland immer noch recht ungeliebt bei den Arbeitgebern, war Homeoffice meist strengen Regularien unterworfen, oft nur in Ausnahmefällen gestattet und, wenn doch, auf einen Tag in der Woche beschränkt. Die Präsenzpflicht in deutschen Büros ist ein streng gehütetes Kontrollinstrument und wird recht erbittert verteidigt. Zwar sind in 2020 rund die Hälfte der deutschen Arbeitnehmer bereits Digital Natives oder Millennials, aber noch lange nicht so viele in den entscheidenden Führungsetagen. Also müssen sich jeden Morgen die Bildschirmarbeiter von ihren Wohnorten aufmachen in die Büros der Gewerbegebiete und Businessparks. Mit allem, was dazu gehört: Wegzeiten von über 500 km Länge im Ruhrgebiet zur Rushhour und chronisch überfüllte öffentliche Verkehrsmittel. Und nur, um sich am »Arbeitsplatz« an einen Schreibtisch mit Computer und Telefon zu setzen, an dem die tägliche Arbeit stattfindet – und die man oft auch von zu Hause aus erledigen konnte. Ob die E-Mail an den Vertrieb nun vom Schreibtisch daheim oder von zwei Büroetagen drüber kommt, macht nämlich keinen Unterschied.

Vorteil Homeoffice.

Inzwischen ist Deutschland in den Ballungsgebieten nahezu überall mehr als schnell genug im Internet – was für Netflix-Streams in 4K-Auflösung und Dolby-Atmos-Sound gut ist, reicht für Videokonferenzen, Remote-Serverzugang und E-Mail locker aus. 2020 war der Shutdown gleichzeitig der Startschuss zum größten Test der privaten IT-Strukturen Deutschlands – und siehe da: Es ging. Plötzlich ließen sich Statusmeetings per Zoomcall erledigen, und das gemeinschaftliche Arbeiten an Präsentationen fand mit Shared Docs und Cloudservices statt – selbst die Bundeskanzlerin betrat das Neuland und besprach sich mit ihren Ministerpräsidenten per »Videoschalte«. Die Anlaufschwierigkeiten waren gering, das Erstaunen groß, die Autobahnen leer und die heimischen Arbeitszimmer plötzlich Mittelpunkt des Arbeitslebens. Damit kann sich das urbane Leben aber strukturell völlig verändern – wenn die Menschen den Großteil ihrer Zeit in den Vierteln verbringen, in denen sie auch wohnen, muss sich auch dort etwas ändern. Sie werden Cafés, Delis und Mittagstisch-Restaurants besuchen, sie werden Gesellschaft suchen, Co-Working-Spaces frequentieren und einfach mehr »Lebenszeit« haben, wenn nicht bis zu zwei Stunden des Tages dem Berufspendeln geopfert werden.

WOHNEN IST DAS NEUE LEBEN.

Für viele Vollzeitbeschäftigte sind die eigenen vier Wände während der Arbeitszeitwoche oft darauf reduziert, als Schlafstätte und Umkleideraum zu dienen. Wer mehr als 50 Stunden in der Woche außer Haus ist, braucht »zu Haus« auch nicht viel mehr als Bett, Dusche und Kleiderschrank – das ist natürlich ein bisschen überspitzt, aber wir wollen auf etwas anderes hinaus. 50 Quadratmeter möbliertes Wohnen sind sicher ausreichend, wenn man

auf der Karriereleiter steigen möchte und die meiste Zeit auf Dienstreisen und im Büro verbringt – aber was ist, wenn sich die Rahmenbedingungen ändern? Was ist, wenn das eigene Zuhause der neue Lebensmittelpunkt ist? Muss dann die Wohnqualität nicht steigen? Braucht man dann nicht mehr Platz für seine Bedürfnisse? Müssen die eigenen vier Wände dann nicht einfach viel schöner werden? Projekte wie Kaiser & Dicke tragen dieser Entwicklung Rechnung: Die Wohnbereiche sind ausgesprochen hochwertig ausgestattet, die Raumgestaltung großzügig, die Materialien authentisch und haptisch ansprechend, ein durchdachtes Farbkonzept erhöht die Wohnqualität noch weiter. Dass die technische Internet-Infrastruktur stimmt, ist dabei inzwischen so selbstverständlich wie fließend Wasser. Was bei der Planung aber ebenfalls berücksichtigt wurde, ist der Bedarf einer gesellschaftlichen Infrastruktur. Es werden Räume geschaffen, die gemeinschaftlich nutzbar sind und so auch zur Aufenthaltsqualität beitragen, wenn man mehr zu Hause ist und dabei trotzdem Sozialkontakte pflegen will – oder schlicht ins Café geht, Kaffee trinkt und die Nachbarn trifft.



Was ist neu an New Work?

New Work ist ein englischer Begriff, den der austro-amerikanische Sozialphilosoph Frithjof Bergmann entwickelte und in der deutschen Übersetzung »Neue Arbeit« bedeutet. Die Bezeichnung Neue Arbeit ergibt sich aus der heutigen Konsequenz der Globalisierung und Digitalisierung und welche Auswirkungen diese Konsequenzen auf die Arbeitswelt haben.

(Zitat gruenderszene.de)

WAS HINTER NEW WORK STECKT.

Die Gesellschaft befindet sich im rasanten Changeprocess von einer Industrie- zu einer Wissensgesellschaft. Die gesamte Berufswelt steckt damit in einem Wertewandel hin zu einer freieren Arbeitsweise und muss sich anpassen. Konservative klassische Arbeitsweisen wandeln sich oder weichen flexibleren Arbeitsmodellen. Stichwort Home.

Denn neue Chancen ergeben sich durch die Globalisierung und Digitalisierung von zeitlicher, räumlicher und organisatorischer Flexibilität, weshalb sich zukünftig auch Arbeitsräume und Unternehmensstrukturen zu neueren Modellen, der sogenannten Arbeitswelt 4.0 nach dem Vorbild der New-Work-Bewegung, verändern werden. Ganz zentrale Bestandteile des New Work Konzepts sind dabei Selbstständigkeit, Selbstbestimmung und eine Teilhabe an der Gesellschaft. New Work will Freiräume für Kreativität und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit schaffen und neue Qualitätsfaktoren in die Arbeitswelt bringen: Eigenverantwortung, Selbstständigkeit und Handlungsfreiheit.

Unternehmen und Strukturen werden umgekämpft.

Digitale Dienstleister, Informationsverarbeiter und kreative Jobs rücken immer mehr in den Mittelpunkt des globalen Business, und der Begriff der Work-Life-Balance ist ein relevanter Faktor für die Berufs- und Arbeitgeberwahl. Dabei vermischen sich auch die Grenzen zwischen dem Berufs- und Privatleben zunehmend. Die Kreativen werden immer selbstständiger und können selbst angestellt trotzdem nahezu von überall arbeiten – digitale Infrastruktur vorausgesetzt.

Hat die Geschichte der industriellen Revolution früher noch mit präziser Arbeitsteilung, konkreten Hierarchien und klaren Kommando sowie der Stechuhr das klassische Bild der Arbeit bei Kaiser & Dicke geprägt, schlägt jetzt ein neuer Takt in den ehrwürdigen Gebäuden. Der Changeprocess kommt mit der digitalen Vernetzung und bringt Raum für eigene Ideen, selbstbestimmtes Arbeiten und die freie Wahl des Arbeitsplatzes – und wenn es das eigene zu Hause ist. Kaiser & Dicke bietet den Raum für die neuen Herausforderungen und Veränderungen in der modernen Arbeitswelt.

CNN HAT WUPPERTAL IN DIE LISTE DER ZIELE AUFGENOMMEN,
DIE MAN 2020 UNBEDINGT GESEHEN HABEN MUSS.

WARUM WUPPER TAL?

Wuppertal befindet sich mit dieser Reiseempfehlung in ausgesprochen illustrer Gesellschaft: Auf der Liste stehen solche Ziele wie St. Petersburg, Washington, D.C. oder Sri Lanka. Der Autor Barry Neild bezeichnet dabei etwa die Wuppertaler Schwebebahn als die »**Steampunk-Version**« eines öffentlichen Verkehrsmittels und findet, dass Wuppertal einem architektonischen Abenteuerspielplatz gleiche, auf dem es Art déco, Bauhaus und unzählige andere Schätze zu entdecken gibt.

Genauso sieht das auch Christian Baierl von der renaissance AG, der auf jeder Tour durch seine Wahlheimat Wuppertal neue Objekte entdeckt, in denen er das große Potenzial wahrnimmt. Die Faszination Wuppertals fängt schon damit an, was bereits der Stadtname verspricht – die Stadt liegt im Tal der Wupper. Rund um die Wupper konzentrieren sich das städtische Leben und die funktionale Infrastruktur, überall unübersehbar rauscht die Schwebebahn über den Köpfen hinweg und transportiert die Wuppertaler staufrei durchs Tal. Bewegt man sich aus dem Tal hinauf, wird die Bebauung zunehmend schöner und die Stadt immer grüner, bis sie quasi nahtlos in das satte Grün des Bergischen Landes übergeht.

Christian Baierl erklärt uns die Faszination Wuppertals als Stadt und Immobilienstandort: »Hier findet man all das noch, was etwa in Düsseldorf längst abgegrast und in unbezahlbare Preisregionen hinausgeschossen ist. Alte Backsteinfabriken mit endlosen Flächen für Lofts und Kreative, Jugendstilvillen im Originalzustand, Gründerzeitobjekte in verwunschenen Gärten, ganze Straßenzüge, die erhalten blieben und nicht den Flächenbombardements zum Opfer fielen. Manchmal wähnt man sich in Berlin, manchmal glaubt man in Leipzig zu sein, und manchmal sieht es sogar aus wie Brooklyn. Wuppertal hat so viele schöne Ecken, dass man sich nicht sattsehen kann, das ist ein Paradies für die Liebhaber historischer Bausubstanz. Und: Es ist alles finanziert. Hier muss man nicht Altes abreißen, um die Bebauung zu verdichten, damit sich eine Investition noch rentiert. Wir können hier das Alte bewahren und in neuem Glanz erstrahlen lassen, weil es hier schlicht noch keine Gentrifizierung oder maßloses Spekulantenum gibt. Wir von der renaissance AG sind hier wirklich auf einer Mission.«

Wuppertal profitiert dabei in Zukunft auch von seiner Lage als landschaftlich spannendere Alternative zu Düsseldorf oder Köln – schon Johannes Rau bezeichnet Wuppertal »als den Bindestrich« zwischen dem Rheinland und Westfalen, und so wird Wuppertal weiter an Zuspruch gewinnen. Wer sich von außerhalb in Nordrhein-Westfalen ansiedeln will und dabei nicht die hohen Lebenshaltungskosten Düsseldorfs zahlen möchte, findet in Wuppertal eine angenehmere Alternative als im dicht besiedelten Ruhrgebiet. Und setzt sich die Entwicklung zu mehr Zeit im Homeoffice durch, werden auch die Faktoren »Nähe zum Büro« und »Anfahrtswege« zunehmend unwichtiger, und der Wert des Faktors »Wohnqualität« steigt enorm an, weil man schlicht mehr Zeit in den eigenen vier Wänden verbringen wird, denen man ergo einen höheren Wohnwert zusmisst. Das lässt sich aktuell in Wuppertal weit besser realisieren als dort, wo es alle schon getan haben.

DER
AUFBRUCH
FINDET IN

WUPPER
TAL
STATT.

K L A S S I K K U N S T K U L T U R

S T U D E N T E N S P R E N G S T O F F

S T A R T S C H U S S

Mit dem Konzept, einen großen Impuls ins Viertel zu geben, wird langfristig ein positiver Wandel angestoßen. Die Aufwertung des Objekts zieht erst das Viertel mit und führt auf Dauer zu einem lebenswerteren städtischen Umfeld für alle. Und das führt – nicht zuletzt – auch zu einer rein finanziellen Form der Wertsteigerung, über die sich Investoren und Käufer freuen können.

Das Rezept für boomende In-Viertel ist immer das gleiche: Die Industrie und produzierendes Gewerbe ziehen im Zuge des Strukturwandels davon und hinterlassen viel Platz im Gewerbeleerstand. Im schlimmsten Fall verfallen die Gebäude und schaffen es in eine »Lost Places«-Sammlung, aber meistens passiert etwas anderes – Künstler, Kreative und Lebenskünstler entdecken die alten Gemäuer als neuen und günstigen Lebensraum, als Spielwiese für die Entfaltung ihrer Kunst. Die Idee des Wohnens in alten Fabrikanlagen entstammt dabei ursprünglich gar nicht einmal dem Gedanken, möglichst »cool« und »hip« zu wohnen, sondern viel Lebensraum für wenig Geld zur Verfügung zu haben. Das Wohnen in solchen Lofts war eher improvisiert und kreativ, was seinen eigenen Reiz ausmacht. Und vor allem: günstig. Was passiert also, wenn sich die Kreativen und Studenten in solchen meist eher verpönten Vierteln ansiedeln? Es folgen Gleichgesinnte, die von der Atmosphäre und Aufbruchsstimmung angezogen werden – ob am Prenzlauer Berg in Berlin, im Schanzenviertel in Hamburg, in Flingern in Düsseldorf, in Brooklyn in New York oder in Shoreditch in London. Erst will keiner hin und dann auf einmal alle. Szeneläden, nette Cafés, Bars und alternative Clubs entwickeln ein Eigenleben, welches das ganze Viertel aufleben lässt. Kaiser & Dicke versucht dieses Prinzip gezielt und gesteuert umzusetzen – das Konzept verbindet Loftwohnungen mit Start-Up-Büros, Ateliers, einem Café und einer großen Fläche zur kreativen Nutzung des Viertels. So profitiert man von den Erkenntnissen, die in anderen Städten gewonnen wurden, und gibt dem Wandel im Viertel einen Beschleunigungsstoß, statt erst auf das langsame organische Wachstum zu warten.





PERSPEKTIVEN EINER STADTENTWICKLUNG
DURCH SYSTEMISCHE NADELSTICHE

URBANE AKUPUNKTUR

EIN BEITRAG VON PROF. UWE SCHNEIDEWIND

URBANE AKUPUNKTUR

Städte sind komplexe Organismen. Sie sind oft über Jahrhunderte gewachsen. In ihnen vermischen sich Infrastrukturen, Kulturen und ökonomische Mechanismen. Wie verändert man einen solchen Organismus? Wie versetzt man Städte in die Lage, mit neuen Herausforderungen wie der Digitalisierung, dem demografischen Wandel, dem Klimaschutz oder neuen Vorstellungen guten Lebens umzugehen? Der Beitrag plädiert für »urbane Akupunktur« und zeigt an Beispielen auf, wie dies konkret aussehen kann.

Von der Zukunftskunst zur urbanen Akupunktur

Am Wuppertal Institut für Klima, Umwelt und Energie haben wir im Jahr 2018 in einem Buch, das sich mit den Mechanismen gesellschaftlicher Veränderungsprozesse auseinandersetzt, den Begriff der »Zukunftskunst« geprägt. Damit ist eine Haltung gemeint, sich komplexen Veränderungsprozessen zu nähern. Zukunftskunst versteht Zukunftsgestaltung als einen kreativen, experimentellen und lustvollen Prozess. Nur das mobilisiert die notwendigen Energien.

Das gilt gerade für die Debatte über den Umgang mit dem Klimawandel: Hier bedarf es eines massiven globalen Umbaus von Infrastrukturen, von Technologien und letztlich auch der aktuellen Wirtschaftsweise, um mit den Herausforderungen umzugehen. Menschen werden sich in Zukunft anders fortbewegen, anders wohnen und anders ernähren. Innenstädte und Energiesysteme werden anders aussehen, genauso wie die Fahrzeuge, die Mobilität ermöglichen. Statt eines »immer schneller, höher, weiter« braucht es ein Bewusstsein für andere Qualitäten.

Solche Veränderungen lösen Widerstände und Beharrungskräfte aus. Das ist selbstverständlich. Erst wenn das Neue erfahrbar und in seinen neuen Qualitäten greifbar wird, lassen sich Menschen bewegen.

»Zukunftskunst« bedeutet, genau solche Erfahrungsräume zu schaffen. Sie will Menschen in kreativer Weise auf die Reise in die Zukunft mit zu nehmen. Ästhetische Zugänge schaffen eine Ganzheitlichkeit, die uns in den oft analytischen und technischen Kategorien der Umwelt- und Klimadebatte verloren geht.

Städte stehen bei fast allen Diskussionen über die großen Veränderungsprozesse des 21. Jahrhunderts im Zentrum: Im Jahr 2050 werden 80 % aller Menschen in Städten leben. In Städten fallen die meisten CO₂-Emissionen und Abfälle an. Hier wird der größte Teil der Energie und Ressourcen verbraucht. Gleichzeitig sind Städte die Orte, an denen Zukünfte neu gedacht werden. Hier finden die führenden kulturellen und ökonomischen Milieus zusammen. Hier wird Zukunft neu ersonnen.

Die Stadt ist daher der natürliche Ort für »Zukunftskunst«. Wie wird aber Zukunftskunst in Städten lebendig? Diese Frage führt zum Begriff der »urbanen Akupunktur«, der aus der Debatte über moderne Stadtentwicklung kommt.

Der Rückgriff auf eine medizinische Analogie (»Akupunktur«) für städtische Veränderungsprozesse ist selbst schon eine künstlerische Intervention. Sie macht die Bilderwelt, die wir mit »Akupunktur« verbinden, für einen neuen Blick auf die Veränderungen in Städten verfügbar. Denn gerade Städte erscheinen uns oft hochkomplex und im wahrsten Sinne in »Stein gemeißelt«: Ein Stadtlayout, Gebäude, Straßen und Infrastrukturen sind Konstanten, die über Jahrzehnte, manchmal schon über Jahrhunderte bestehen. Dazu kommen 100000 und mehr Menschen, durch die Stadt nur lose gekoppelt, die ihrem eigenen Lebensplan nachgehen: Wie ist in einem solchen komplexen und gewachsenen System eine umfassende Veränderung möglich?

»Akupunktur« eröffnet den Blick auf eine faszinierende Antwort: Ein kleiner Stich an einer systemisch relevanten Stelle wirkt auf den gesamten Organismus, hilft, ihn zu beleben. Das ist die Vision und das Versprechen von Akupunktur. Möglich wird das alles, weil man Energieflüsse und systemische Zusammenhänge im Organismus versteht. Das eröffnet die Chance, mit einer kleinen Intervention große Wirkung zu entfalten.

Schaut man auf Städte, die sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten grundlegend gewandelt haben, dann waren es oft solche Akupunkturen, die den Wandel ausgelöst haben: eine urbane Seilbahn (wie in Medellín oder Bogotá), ein Museum (wie in Bilbao) oder eine kluge Radwege-Infrastruktur (wie in Kopenhagen oder vielen niederländischen Städten).

Urbane Akupunktur sucht Interventionspunkte, an denen die Möglichkeiten der Stadt als Ganzes aufleuchten. Dies beseitigt Blockaden im Kopf und weckt ganz neue Energien.

Eine Stadt wie Wuppertal ist ein lebendiger Beleg für solche Akupunkturen. Vor 120 Jahren war es die Schwebebahn, die die industrielle und ökonomische Kraft der damaligen Städte Barmen und Elberfeld illustrierte. Ein umgelegter Eiffelturm als Massentransportmittel! Dies war mehr als eine pfiffige Lösung für den Personentransport in der Stadt. Es war ein Statement für die Gestaltungskraft einer Stadt, das bis heute nachwirkt.

Gut 100 Jahre später ist den Machern der Nordbahntrasse eine ähnliche Akupunktur gelungen. In einer Stadt, in der die Idee des Radverkehrs so weit weg wie in kaum einer anderen Stadt war, werden 20 km alte Bahnstrecke zu einem Panoramaweg mitten durch die Stadt umgebaut. Plötzlich scheint ganz andere Mobilität möglich und befähigt die Fantasien.





Zur Vielfalt urbaner Akupunktur – von ikonografischen Gebäuden bis zum Tag des guten Lebens

All das sind nur besonders prominente Beispiele urbaner Akupunktur. Die Möglichkeiten, über produktive und heilende Nadelstiche auf die Stadtentwicklung Einfluss zu nehmen, sind vielfältig. Dabei spielen ästhetische und künstlerische Interventionen eine zentrale Rolle. Denn die Kunst hilft uns, neue Blicke auf Bestehendes zu werfen.

Wandgemälde oder (Licht-)Kunst-Installationen lassen uns eine neue Perspektive auf bestehende Gebäude gewinnen. Sie helfen uns, oft vergessene Schönheit von Gebäuden und Quartieren wiederzuentdecken. Und solche Aha-Effekte wirken über den einen Moment hinaus. Sie motivieren plötzlich Menschen, sich neu und anders für ihr Quartier einzusetzen. Sie schaffen Anreize für Investoren, sich in einer Stadt zu engagieren.

Urbane Akupunktur vollzieht sich auch über einzelne prägende Gebäude. Auch hier ist gerade Wuppertal in aktueller Zeit reich an Beispielen: Der Mirker Bahnhof an der Nordbahntrasse, der Umbau des Heckinghauser Gaskessels, die Neugestaltung der Elba-Fabriken im Arrenberg oder die jetzt anstehende Inwertsetzung des Kaiser & Dicke-Areals sind kraftvolle Belege für urbane Akupunktur. Sie zeigen auf, welcher Reichtum nicht nur in den lange als verfallen wahrgenommenen Gebäuden steckt, sondern eben auch in den sie umgebenden Quartieren und der Stadt als Ganzes.

Diese Projekte mobilisieren Energien für die Gesamtstadt. Sie prägen das Bild und die Erzählungen einer Stadt im neuen Aufbruch. Sie wirken damit in die Stadt hinein, aber auch weit über sie hinaus.

Neben der Umwidmung von Gebäuden gibt es eine weitere Form der Akupunktur, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf: Dies sind zeitlich befristete Eingriffe in das Stadtleben und das Stadtbild. Ist es beim Gebäude eine räumliche Intervention, die weit über den eigentlichen Raum der Intervention hinauswirkt, ist es beim temporären Eingriff ein Moment, der weit über diesen kurzen Zeitraum hinaus ausstrahlt.

Zu solchen Interventionen gehören z. B. die Zwischennutzungen von Gebäuden. Hier wird über einen begrenzten Zeitraum deutlich, was ein Gebäude jenseits seiner ursprünglichen Nutzung sein kann. Das lädt dazu ein, die bestehenden Konventionen der Gebäudenutzung zu sprengen. Eine Reihe der o. g. »Akupunktur-Gebäude« sind über solche temporären Nutzungen überhaupt erst inspiriert worden.

Genauso wirksam sind zeitliche Interventionen in das Stadtleben. Der »Tag des guten Lebens« in Köln lässt seit vielen Jahren einzelne Kölner Quartiere einen Sonntag autofrei werden. Er vermittelt den Menschen ein Gefühl dafür, welches Potenzial an Lebensqualität in ihrem Viertel steckt, wenn man den Autoverkehr anders organisiert. Das schafft oft überhaupt die Voraussetzung dafür, schwierige Diskussionen über eine Mobilitätswende anzustossen und durchzuhalten.

Die »Critical Mass«-Fahrraddemonstrationen in vielen Städten haben einen ähnlichen Effekt: Das befreiende Gefühl, sich auf städtischen Straßen mit vielen Hunderten von anderen Radfahrern sicher bewegen zu können, auf die man sich sonst kaum traut, setzt ungemeine Energien frei. Der Schwebebahnlauf – als Analogon zu Stadtmarathonläufen in anderen Städten – oder der »Lange Tisch« als Feiermeile auf der Bundesstraße B7 zeigen, dass sich dieses Gefühl nicht nur Rad fahrend, sondern auch »laufend« einstellen kann. Auch solche Interventionen beflügeln die Fantasie.

Viele Beispiele zeigen, dass Akupunktur auch für Städte funktioniert. Durch z. T. kleine Interventionen lassen sich ganz andere und neue Energien freisetzen. Lassen Sie uns daher Zukunftskünstlerinnen und Zukunftskünstler werden und mehr Akupunktur in unseren Städten wagen!

Fazit: Mut zur Akupunktur

DAS BILD DER »AKUPUNKTUR« IST KRAFTVOLL.

**ES MACHT MUT, DASS AUCH KOMPLEXE
UND KAUM BEHERRSCHBAR SCHEINENDE
ORGANISMEN IN GUTER WEISE BEWEGT
WERDEN KÖNNEN.**

FREIRÄUME FÜR KUNST & STADT

WIE WOLLEN WIR LEBEN ?

EIN BEITRAG VON DR. UTA ATZPODIEN

Die Wurzeln liegen in der Geschichte: Schon in den Zeiten der Moderne standen die alten Wupperstädte in ihrer Mischung aus traditioneller, frühindustrieller und schließlich hochindustrieller Innovationskultur beispielhaft für Aufbrüche. 1929 wurde aus bereits weltbekannten urbanen Teilen die Großstadt Wuppertal zusammengefügt. Schon damals erinnerte sie an eine Laborsituation mit einer hoch entwickelten wissenschaftlichen und künstlerischen Kultur, welche die Architektur, die Atmosphäre und die Menschen durch alle Phasen des 20. Jahrhunderts hindurch prägten.

Als »lange, schmale, sehr seltsame Aktionistenstadt« wurde Wuppertal umschrieben, erinnerte sich 2018 der bundesweit engagierte kulturpolitische Reporter Peter Grabowski, selbst Wuppertaler, in einem Interview für das Kunstmagazin im Bergischen Land »Die beste Zeit«. Ob damals in den 1990er-Jahren, als ein Musikmagazin Wuppertals Flair mit diesen Worten so schwärmerisch und humorvoll betitelte, oder heute: Unsere Stadt mit Höhen und Tiefen, vibrierendem Puls, kreativem Aktionismus und vielseitigen Potenzialen ist damit treffend umschrieben. Vergangenheit und Gegenwart finden mit Blick in die Zukunft zueinander. Warum? Auch wenn die Stadt nicht nur wirtschaftlich, sondern auch bezüglich der generellen Stimmung ihrer einstigen Bedeutung als florierende Textilstadt und überregional anziehende Kulturmetropole nachtrauen mag, haben die verschiedenen Niedergänge immer wieder auch enorme Entwicklungspotenziale freigesetzt und Neues entstehen lassen. Eigenwillig schlängelt sich die vor 120 Jahren erbaute stadtplanerische und verkehrstechnische Meisterleistung der Schwebebahn durch das Tal, schwingt und schwebt über der Wupper, vorbei an ungewöhnlichen Szenarien und Relikten der Industiekultur, die Vergangenes greifbar machen und immer Neues entdecken lassen. Renommierte Künstler*innen wie die Choreographin Pina Bausch mit dem Tanztheater Wuppertal, der vielseitig engagierte Musiker Peter Kowald – als einer der vielen international prägenden Freejazzzer der hiesigen Avantgarde – oder auch der seit 1977 in Wuppertal lebende Bildhauer Tony Cragg mit seinem weltweit renommierten Skulpturenpark Waldorfrieden haben mit ihren innovativen Akzenten und Praktiken den visionären Klang der Stadt verstärkt. Doch nicht nur sie.

Visionäre Freiräume in einer Aktionistenstadt

Im Spannungsfeld von engem Tal und weitem Blick aus der Höhe gärt ein vielschichtiger Nährboden für Kunst, Kultur und Stadtentwicklung: Humuserde. Im Großen wie im Kleinen, denn dafür stehen nicht nur einzelne weltbekannte Namen und Persönlichkeiten, sondern eben viele einzelne, teils vernetzte Aktive und eine Vielzahl ungewöhnlicher Projektformate. Aus dieser Gemengelage heraus kündigen sich wachsende Akzeptanz und Solidarität an. Wenn einzelne Akteur*innen zu Kompliz*innen werden, gelingt es ihnen zunehmend, gemeinsam Ideen, Werte und Zusammenhalt in Stadt und Welt zu tragen. Initiativen, die nur in diesem besonderen Stadtklima gedeihen konnten, haben zukunftsweisend dazu beigetragen, Strukturen zu verändern. Der Verein Wuppertalbewegung hat mit viel bürgerschaftlichem Engagement den Umbau der Nordbahntrasse zu einer kilometerlangen Freizeitachse gegen eine Vielzahl anfänglicher Widerstände vorangetrieben und schließlich umgesetzt. Utopiastadt versteht sich als kreativer altersübergreifender Gesellschaftskongress, der in den alten Mirker Bahnhof an der Nordbahntrasse eingezogen ist und dort

gesamtgesellschaftlich relevante Themen aufgreift, verhandelt und bearbeitet. Die Wuppertalbewegung und Utopiastadt sind Beispiele, die längst nicht nur überregional, sondern international aufmerksame Blicke auf die Stadt lenken und Fachbesucher hierherlocken. Doch nicht nur diese beiden Initiativen bringen die Stadtlandkarte innovativ zum Funkeln, ob im Osten, ob im Westen, ob in den verschiedenen Stadtvierteln Wuppertals, in seinen Ecken und Winkeln: Die Färberei strahlt seit Jahrzehnten mit ihrem Fokus auf Soziokultur und Inklusion, und die Mobile Oase Oberbarmen führt auf den Straßen im Osten der Stadt fragend, forschend und kreativ erfrischend lebendige Dialoge mit den Menschen, die sonst nicht im Blickfeld stünden. Am anderen Ende der langgezogenen Stadt, im Westen, betreibt die Kunststation im Bahnhof Vohwinkel eine Kunsthalle mitten im Verkehrsknotenpunkt. Direkt davor hat der Bildhauer Eckehard Lowisch mit dem 5-Nischen-Projekt den Bahnhofsvorplatz in einen erfahrbaren Kunstort umgewandelt. Im Luisenviertel in Elberfeld gibt es gleich mehrere Orte: der sich selbst so nennende »ort«, ein smarter weißer Raum, wird von der Peter-Kowald-Gesellschaft betrieben und führt künstlerisch experimentell sowohl lokale als auch internationale Künstler*innen zusammen. Mit ihrem Upcycling-Café Swane bietet die Senegalesin Selly Wane einen pulsierenden Begegnungsraum für Kunst und Menschen aller Kulturen. Wenig weiter, im ehemaligen Bücherschiff im Haus der Jugend Elberfeld, ist das LOCH beheimatet, ein Kunst- und Musikort. Alle drei Orte wurden mehrfach mit Preisen des Bundes ausgezeichnet, für ihr quirlig vielseitiges künstlerisches Programm und für die Freiräume, die sie möglich gemacht haben und nutzen.

Zukunft von klein auf

Mit Blick in die Zukunft jeder Stadt entpuppen sich Kinder als wesentliche Akteure: Die Alte Feuerwache im Quartier Mirke engagiert sich seit Jahrzehnten für einen Dreiklang von Bindung, Beziehung und Bildung, um der wachsenden Kinderarmut entgegenzuwirken und zu Teilhabe an Gesellschaftsprozessen anzuregen. Aus ihrem Impuls heraus ist der Kulturkindergarten an der Nordbahntrasse entstanden, der offensiv künstlerische Impulse mit Engagement für kulturelle Vielfalt verwebt. Pittoresk und bunt direkt an der Wupper in Unterbarmen gelegen, weckt die Junior Uni, die Wuppertaler Kinder- und Jugenduniversität für das Bergische Land gGmbH, mit ihrer »Pädagogik der leuchtenden Augen« Lernfreude, vor allem über die naturwissenschaftlichen MINT-Fächer, aber auch durch kreative Impulse renommierter Künstler*innen.

Verwandlung urbaner Räume

Das frühere Textilwerk Bünger in der Nähe des ehemaligen Bahnhofs Wichlinghausen an der Nordbahntrasse haben die Montag Stiftungen als Standort gewählt, um an das anzuknüpfen, was die Initiative BOB Kulturwerk schon in Bewegung gebracht hatte. Mit dem BOB Campus wird ein gemeinnütziges urbanes Nachbarschaftsprojekt im Gebäude einer ehemaligen Fabrik entstehen. An Industriekultur fehlt es in Wuppertal nicht. Eindrücklich geben beispielsweise die Umwandlung der ELBA-Hallen in Elberfeld oder des Gasometers in Heckinghausen einen Geschmack davon, was sich an vielen Orten der Stadt schon entwickelt hat oder vielmehr sich noch entwickeln kann. All dies zeugt – neben vielen anderen Orten, Akteur*innen und Projekten – von urbanen Funken, von Freiräumen, die eine Aufbruchstimmung in der Stadt erzeugen und nähren. Sie machen darüber hinaus kollaboratives und kreatives Arbeiten, ein Neuverhandeln von Beziehungen und Barriere-

freiheit als zukunftsweisende Werte erfahrbar. Auch der 2016 entstandene Zusammenschluss von Kunstschaflenden als »freies netz werk« KULTUR hat diese kommunikativen Prozesse unterstützt und Themen in die Stadt getragen, die an verschiedenen Kunst- und Nichtkunst-Orten der Stadt verhandelt werden. Erst jüngst stand Mitte März 2020 der Jour fixe »Der Prozess Pina Bausch Zentrum« an, der eingebettet in die Performance »Wohnen in der Politik« des Kommunikationszentrums börse im alten Schauspielhaus durchgeführt werden sollte. Aufgrund der Coronakrise musste die Performance abgebrochen und der Jour fixe verschoben werden. Das alte Schauspielhaus steht als Ort paradigmatisch für urbanen Wandel: In dem legendären Gebäude des Architekten Gerhard Graubner an der Bundesallee soll zukünftig das »Pina Bausch Zentrum« entwickelt werden. Der Prozess Pina Bausch Zentrum kann exemplarisch für Aushandlungs- und Verwandlungsprozesse zentraler urbaner Räume und auch für städtische Freiräume stehen, an oder in denen die Gesellschaft wachsen kann. Die Worte der legendären Eröffnungsrede »Die Freiheit der Kunst« des Schriftstellers Heinrich Böll aus dem Jahr 1966 scheinen noch heute relevant zu sein und laden dazu ein, Freiheit immer neu mitzudenken und einzubeziehen, in der Kunst und direkt im Leben:

»Was sie braucht, einzig und allein braucht, ist Material –
Freiheit braucht sie nicht, sie ist Freiheit; es kann ihr einer die Freiheit nehmen,
sich zu zeigen – Freiheit geben kann ihr keiner; kein Staat, keine Stadt,
keine Gesellschaft kann sich etwas darauf einbilden, ihr das zu geben
oder gegeben zu haben, was sie von Natur ist: frei.
Gegebene Freiheit ist für sie keine, nur die, die sie hat,
ist, oder sich nimmt.«

Wie wollen wir leben?

Mit der Zukunftsgewandtheit des schillernden Spektrums an engagierten Akteur*innen im Wuppertal der letzten Jahrzehnte schlängelt sich die Frage »Wie wollen wir leben?« wie ein roter Faden durch das Tal. Ganz explizit wird die Frage schon im Namen von Utopiastadt greifbar. Auch das international renommierte Wuppertal Institut hat entscheidend dazu beigetragen, dass sich Wuppertal selbst zur Transformationsstadt deklarieren darf. Zum 25. Jubiläum des Instituts hieß es auf Plakaten stadtweit: »Making Utopia possible.« Als jüngste Leitpublikation hat 2018 das Buch »Die große Transformation. Eine Einführung in die Kunst gesellschaftlichen Wandels« die Frage danach, wie nachhaltiger Wohlstand und gutes Leben aussehen können, in die Stadt getragen. Darin analysiert Uwe Schneidewind, der ehemalige Präsident des Wuppertal Instituts, welche gesellschaftlichen Wenden für eine nachhaltige Entwicklung notwendig sind. »Zukunfts kunst« ist einer seiner Schlüsselbegriffe, dessen Bausteine er über ein Wuppertaler Transformationsmodell erklärt. Hier treffen sich Wissenschaft, Kunst, Kultur und Stadtentwicklung. Besondere Rollen für das weitere Erforschen der Frage »Wie wollen wir leben?« und für eine kreative wie praktische Transformation spielen Räume und Akteure. Beide gestalten Freiräume. Beide greifen dabei auf »Hidden Potentials« zurück, auf verdeckte Potenziale. Im gleichnamigen Buch zu einem Modellprojekt des Deutschen Bergbau-Museums ging es beispielhaft um Veränderungsprozesse in Organisationen. Kreative, innovative, nachhaltige Formen des Zusammenlebens und -arbeitens sind gefragt. In entstehenden Freiräumen wie aktuell im Projekt Kaiser & Dicke in der Gewerbeschulstraße stecken vielseitige Potenziale, um sich mit dem schillernden Spektrum der Aktionistenstadt Wuppertal zu verbinden und es zu erweitern.



LEBEN

QUALITÄT. WERT. ZEIT.

V O M F E I N S T E N

ÜBER DEN GESCHMACK LÄSST SICH NICHT DISPUTIEREN.

IMMANUEL KANT



DER GUTE GESCHMACK IST BEI JEDEM HÖCHST INDIVIDUELL.

Auf was man sich in Sachen Geschmack aber immer einigen kann, sind die Faktoren herausragend gute Qualität, hochwertige Verarbeitung und zeitlose Gestaltung.

Auf diese Faktoren wird bei der Innenausstattung der Kaiser & Dicke-Wohnungen großer Wert gelegt. Wo immer es geht, wird erhalten, was an originaler Bausubstanz erhaltbar ist. Wo Dinge neu gemacht werden müssen, wird auf eine stilsichere Gestaltung Wert gelegt oder ein moderner Kontrast geschaffen.

Warum konnten Häuser aus der Gründerzeit problemlos ein ganzes Jahrhundert überdauern?

Weil man beim Bau damals erstens noch sehr viel Zeit hatte und zweitens über großes handwerkliches Können verfügte.

In Kombination mit einer Leidenschaft für Qualität entstanden so Gebäude, die heute, ein Jahrhundert später nach wie vor begeistern.

Für Kaiser & Dicke heißt das: Wir restaurieren sie fachgerecht so, wie sie einmal gedacht waren.

In enger Abstimmung mit dem Amt für Denkmalschutz wird der Geist der Gründerzeit wieder aufgeweckt, und die Gebäude behalten ihre historische Identität.

So werden beispielsweise Originalfenster restauriert, denn was so lange gehalten hat, kann nicht schlecht gewesen sein. Müssen sie ersetzt werden, werden Maßanfertigungen aus Holz verwendet, keinesfalls Aluminium oder gar Kunststoff.



HANDWERSKUNST HAT BESTAND.

Bei dem Objekt Ferdinand-Thun-Straße 29/Gewerbeschulstraße 74-78 in 42289 Wuppertal handelt es sich um ein gründerzeitliches, denkmalgeschütztes Fabrikgebäude aus den Baujahren um 1869.

Bei dem Objekt findet eine Sanierung statt, bei der die historische Gebäudestruktur erhalten bleibt. Durch die Sanierungsmaßnahmen wird der historische Charme und Charakter des Gebäudes bewahrt und gleichzeitig durch moderne Ergänzungen, neue Materialien und frischen Farben den heutigen Wohnansprüchen hinsichtlich Funktionalität und Komfort Rechnung getragen.

Da es sich bei dem Objekt um ein hochwertiges, denkmalgeschütztes Gebäude mit wertvollen, erhaltenswerten Bauteilen handelt, können aufgrund der zu erhaltenden Bausubstanz eventuell die heute gültigen Normen für Neubauten nicht in allen Punkten erreicht werden. So können zum Beispiel die Brüstungshöhen der Fenster untereinander leicht abweichende Höhen aufweisen. Ebenso können niveaueausgleichende Stufen und Podeste eingesetzt werden sowie im Türschwellenbereich Höhenunterschiede durch Stufen oder niedrige Podeste auszugleichen sein. Außerdem können, aufgrund der denkmalrechtlichen Möglichkeiten und um tiefe Eingriffe in die vorhandene Bausubstanz zu vermeiden, lichte Durchgangsbreiten – zum Beispiel bei Treppen, Innen- und Außentüren – von den heutigen Normbreiten abweichen.

Außentüren, -fenster/Fensterbänke

In Absprache mit dem Denkmalamt, da wo notwendig und möglich, Einbau neuer Fenster, wenn gefordert mit Fensterteilung gemäß historischem Vorbild oder entsprechend der Notwendigkeit des Brandschutzes; neue Fenster erhalten Doppelverglasung, Ausführung in lackiertem Holz, Farbe nach Vorgabe des Denkmalamtes.

Falls Fenster durch Vorgabe des Denkmalamtes erhalten bleiben müssen, werden sie restauriert, repariert oder überarbeitet, ggf. mit neuen Scharnieren und Dichtungen versehen sowie gestrichen.

Dabei wird aus energetischen Gründen eine vorhandene Einfachverglasung durch eine Isolierverglasung im bestehenden Fensterelement ersetzt. Dies setzt jedoch einen verwertbaren Zustand des alten Fensters voraus. Sollte dieser nicht den Anforderungen entsprechen, kann ein Innen- bzw. Rahmenfenster alternativ gesetzt werden.

Gemauerte Wände in den Obergeschossen werden mit Maschinenputz verkleidet. Stahlbetonwände und Stützen bleiben teilweise gemäß dem Gestaltungskonzept des Architekten als Betonoberfläche erhalten.

Die Türen bei Kaiser & Dicke

Alle Innentüren und Zargen werden, soweit im Original vorhanden, angeschliffen und neu lackiert. Nicht historische Innentüren und Zargen werden in der historischen Originaloptik und aus Holz maßgefertigt ersetzt. Dabei werden stilistische vierflächige Kassettentüren verwendet. Bei den Wohnungseingangstüren werden Türspion und neues Schloss eingebaut. Nicht historische Wohnungseingangstüren und Zargen werden in der historischen Originaloptik und aus Holz maßgefertigt ersetzt, Farbe in Abstimmung mit dem Denkmalamt.

Die Wand- und Bodenbeläge

Im denkmalgeschützten Bestand bleibt der Deckenaufbau nach Möglichkeit unverändert erhalten, insbesondere da, wo erhaltenswerte Oberböden (Holz, Fliesen, Naturstein) vorhanden sind. In den Wohnungen werden zur Verbesserung des Trittschallschutzes neue Trockenestrichelemente verlegt.

Das architektonische Farbkonzept

In diesem Objekt soll ein individuell für das Gebäude stimmiges Farbkonzept umgesetzt werden. So erhalten einige Wände in den geplanten Wohnungen ausgewählte farbige Anstriche, um Akzente zu setzen und ein gewisses Raumklima visuell zu erzeugen. Wegen des industriellen Charakters des Gebäudes sollen Grautöne vorherrschend eingesetzt werden.

Im Wohnzimmer wird eine Wand in der Farbe »Stärke der Berge« gestrichen. Dieses zeitlose Grau besticht durch sein edlemattes Finish und durch seinen kraftvollen Ausdruck. Sein tiefsinzig-behaglicher Charakter sorgt für eine geborgene Raumstimmung und bietet den perfekten Rahmen schier unendlicher Einrichtungsstile.

Im Badezimmer soll ein »Sanfter Morgentau« eine Wand schmücken. Dieses blasse Graugrün versinnbildlicht einen sanften Tagesanbruch.

Seine zarte Farbgestalt wirkt voller Bedacht und verbindet die Kühle der Nacht mit den ersten wärmenden Sonnenstrahlen des Morgens.

Die Küche soll in eine »Steinblaue Schönheit« verwandelt werden. Dieses Blaugrau besitzt eine filigrane Ausstrahlung und ist zart und leise. Anmut und zugleich Zurückhaltung zeichnet sein Wesen aus. Pure Eleganz mit einer leichten Tendenz zur Kühle bietet die passende Bühne für jede Küchenzeile.

Oberflächenqualität der Wände

Die Oberflächenqualität Q2 bei Innenputzarbeiten besteht aus Gips- oder Zementputz, der mit der Richtlatte abgezogen und mit dem Putzbrett feucht geglättet wird. Kellenschläge sind hier bei Streiflicht und ungünstiger Beleuchtung, wie z. B. Wand oder Deckenfluter, noch zu erkennen.

Die originalen Deckenkonstruktionen

Die historischen Betondecken bleiben weitestgehend erhalten und werden nur, soweit notwendig, instand gesetzt.



94



95

D A S E N S E M B L E

DIE STIMMUNG,
DIE VON DER BAUKUNST AUSGEHT,
KOMMT DEM EFFEKT DER MUSIK NAHE.

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE



EIN ÜBERBLICK

DAS ENSEMBLE KAISER & DICKE

EIN DENKMAL, WIE ES IM BUCHE STEHT.

Am 5. August 2019 war es soweit: die geschichtsträchtigen Gebäude der Kaiser & Dicke Textilfabrik wurden offiziell als Denkmal anerkannt und mit der Nummer in die Denkmalliste der Stadt Wuppertal eingetragen. Damit genießen die alten Mauern nun den besonderen Denkmalschutz. Ein weiterer Meilenstein in der mehr als 150-jährigen Geschichte der traditionsreichen Fabrik in Barmen.

Der lange Weg vom Grundstein zum Denkmal

Vermutlich um 1890 begründete die Firma Peter C. Dicke den Standort an der Gewerbeschulstraße 74. Der Stadtplan von 1885 zeigt hier die von der Kampstraße bergan führende Augustastraße (heute: Heinrich-Janssen-Straße), die beiderseits von eingestrichelten (= geplanten) Straßenzügen umgeben ist. Parallel zur Gewerbeschulstraße entstand (vermutlich in den 1860er-Jahren) die Friedrichstraße, die allerdings zwischen den heutigen Straßen Heidter Berg und Obere Sehlhofstraße unterbrochen war (und blieb). Ihr westlicher Abschnitt wurde zur besseren Unterscheidung 1876 in Große Friedrichstraße umbenannt (heute: Ferdinand-Thun-Straße), während der deutlich kürzere Abschnitt zunächst weiterhin Friedrichstraße hieß (heute: Gerostraße).

1885 reichte die Große Friedrichstraße noch nicht bis an die damalige Augustastraße, sondern kreuzte die Turnstraße und verlief in westlicher Richtung lediglich bis zu einer schmalen Gasse, die von der Gewerbeschulstraße bergan führte. Die bis 1867 ergänzte, 1827 angelegte Urkarte verdeutlicht diesen städtebaulichen Zwischenstand.

Westlich dieser Gasse entstand auf einem parallelogrammförmigen Grundstück (mit der Hausnummer 74) der erste Abschnitt der neuen Textilfabrik der Fa. Peter C. Dicke, zunächst bestehend aus einem parallel zur Gewerbeschulstraße stehenden Vorderhaus und einem parallel zu diesem platzierten Hinterhaus in vergleichbarer Grundrissabmessung. Beide Gebäude verbindet ein Querbau, der an der Gasse zwischen Großer Friedrichstraße/Ferdinand-Thun-Straße und Gewerbeschulstraße platziert ist; an das in Grundstücksmitte stehende Hinterhaus schließt ein schmälerer, ebenfalls an der Gasse angeordneter Anbau (Treppenhaus) an. Dem genannten Riss der Flur 180 zufolge ging die Parzelle der Fa. Peter C. Dicke ursprünglich bis zur Mitte der heutigen Ferdinand-Thun-Straße, was sich mit der Darstellung des Stadtplans 1885 deckt (Abb. 1). Im Stadtplan 1895 (Abb. 2) führte die Große Friedrichstraße/Ferdinand-Thun-Straße bereits bis an die damalige Louisestraße.

Wachstum zum Ensemble zur Jahrhundertwende

Zur Jahrhundertwende wurde das Fabrikensemble durch einen weiteren, L-förmigen Geschossbau an der Großen Friedrichstraße/Ferdinand-Thun-Straße erweitert, der an das rückwärtige Treppenhaus des nunmehrigen Mittelbaus anschließt. Westlich des Fabrikensembles stand um 1900 bereits eine weitere Fabrik (Gewerbeschulstraße 72, Eigentümer 1909 Ludwig Arioni), während sich auf der Blockhälfte östlich der Gasse die Textilfabrik Molineus & Münz (später Eduard Molineus Söhne) angesiedelt hatte. Ihre Fabrikbauten orientierten sich vorrangig zur Turnstraße und zur heutigen Ferdinand-Thun-Straße; neben der Fabrik Peter C. Dicke, direkt an der Gasse, standen hingegen um 1900 (lt. Katastergrundriss) zwei Wohnhäuser mit gründerzeitlichen Hinterhäusern (Gewerbeschulstraße 76 + 78, lt. Adressbuch 1909 insgesamt 13 Mietparteien). In der Villa Gewerbeschulstraße 82 wohnte 1909 der Prokurist Gustav Molineus. Die Gasse zwischen den beiden Unternehmen waren deren gemeinsamer Besitz; 1909 sind im Kataster zum einen Gustav Adolf Dicke mit Ehefrau Eugenie geb. Eckert, zum anderen die Molineus & Münz oHG als Eigentümer angegeben.

1944 erwarb die Fa. Kaiser & Dicke das ehemalige Fabrikgelände der Fa. Peter C. Dicke an der Gewerbeschulstraße 74. Vorausgegangen war die Zerstörung der Werksanlagen von Kaiser & Dicke durch Brand- und Sprengbomben bei einem nächtlichen Bombenangriff am 30. Mai 1943.

Nach 1945 erwarb die Fa. Kaiser & Dicke zudem das Areal östlich der Gasse, auf dem die beiden gründerzeitlichen Wohnhäuser der Fa. Eduard Molineus Söhne (Nr. 76/78) gestanden hatten; hier wurde ab 1954 eine Fabrikerweiterung nach Plänen der Architekten G. Offermann + W. Bay errichtet. In diesem Zuge wurde der nördliche Teil der Gasse teilweise überbaut, die nun von der Gewerbeschulstraße aus als Anlieferung erscheint, von der Ferdinand-Thun-Straße eine schmale, talabwärts führende Sackgasse bildet.

DER GESAMTE GEBÄUDE- KOMPLEX IN DER ÜBERSICHT

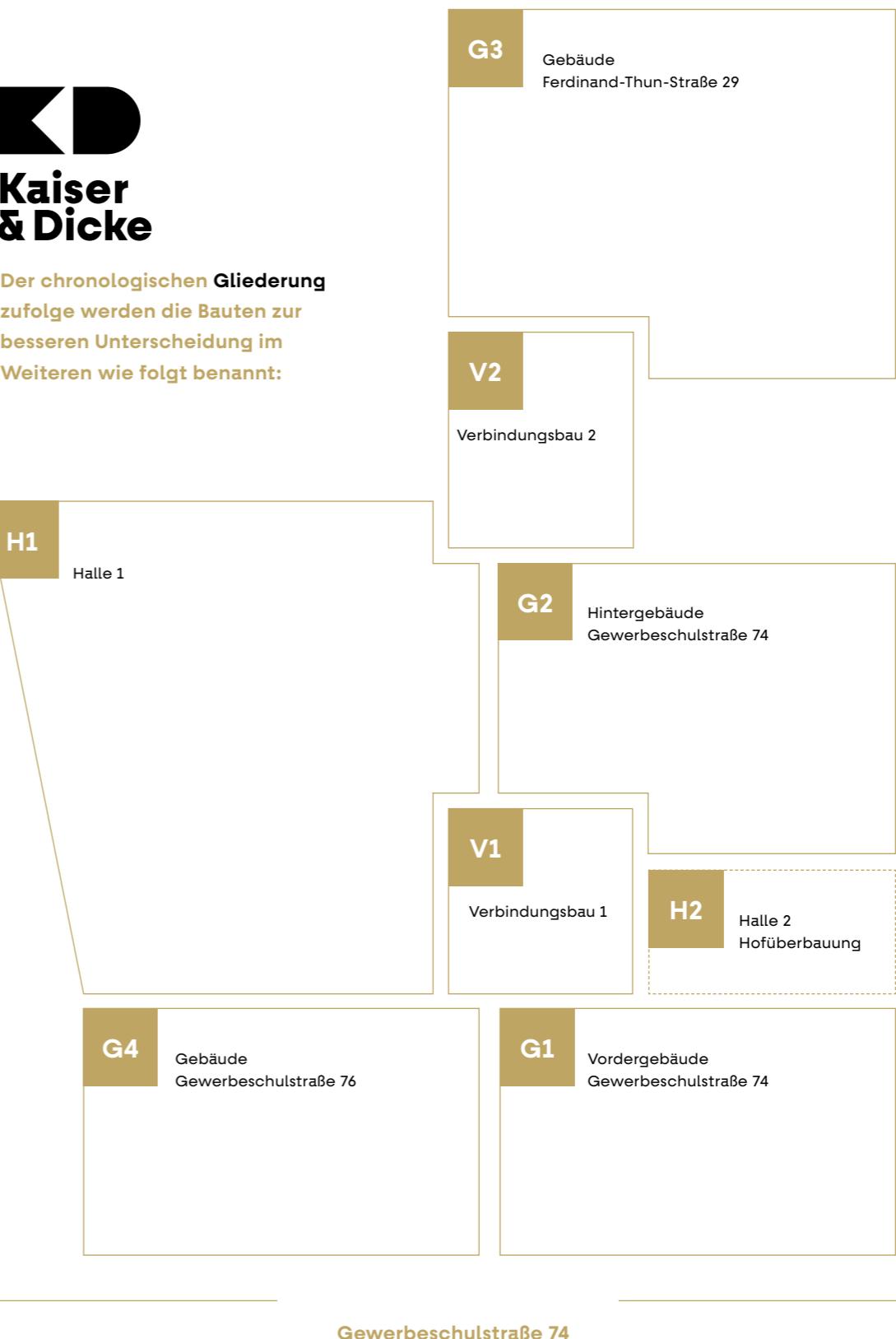
Das Fabrikensemble Fa. Peter C. Dicke, später Fa. Kaiser & Dicke, kann als homogen weiterentwickelter Baubestand aufgefasst werden, der sich in drei großen Bauphasen entwickelte.

Demnach entstand zunächst (verm. um 1890) ein erster Bauabschnitt der Geschossfabrik, die aus den Gebäude G1 und G2, aus dem Verbindungsbau V1 und dem nördlichen Abschnitt des Verbindungsbaus V2 (= Treppenhaus) besteht.

Der südliche Teil des Verbindungsbaus V2 entstand zusammen mit dem Gebäude G3 als zweiter Bauabschnitt, vermutlich um 1900; zwischen dem südlichen und dem nördlichen Teil des Verbindungsbaus V2 ist eine durchgehende Baufuge deutlich erkennbar.

Als dritter Bauabschnitt wird das Gebäude G4 mit der rückwärtigen Halle H1 gesehen, die 1954 geplant und nachfolgend errichtet wurden. In diesem Zuge wurde auch die Gasse zwischen Gewerbeschulstraße und Ferdinand-Thun-Straße in ihrem nördlichen Abschnitt überbaut. Mit dem Neubau G4, der in den Obergeschossen Übergänge zu G1 herstellt, wurde vermutlich auch das Gebäude G1 gestalterisch verändert und im Inneren an neue Brandschutzanforderungen angepasst (u.a. durch Ummantelung der Tragkonstruktion). In diese Bauphase wird auch die Halle H2 gerechnet, die als Hofüberbauung zeittypische Charakteristika vergleichbar der Halle H1 zeigt.

Ferdinand-Thun-Straße



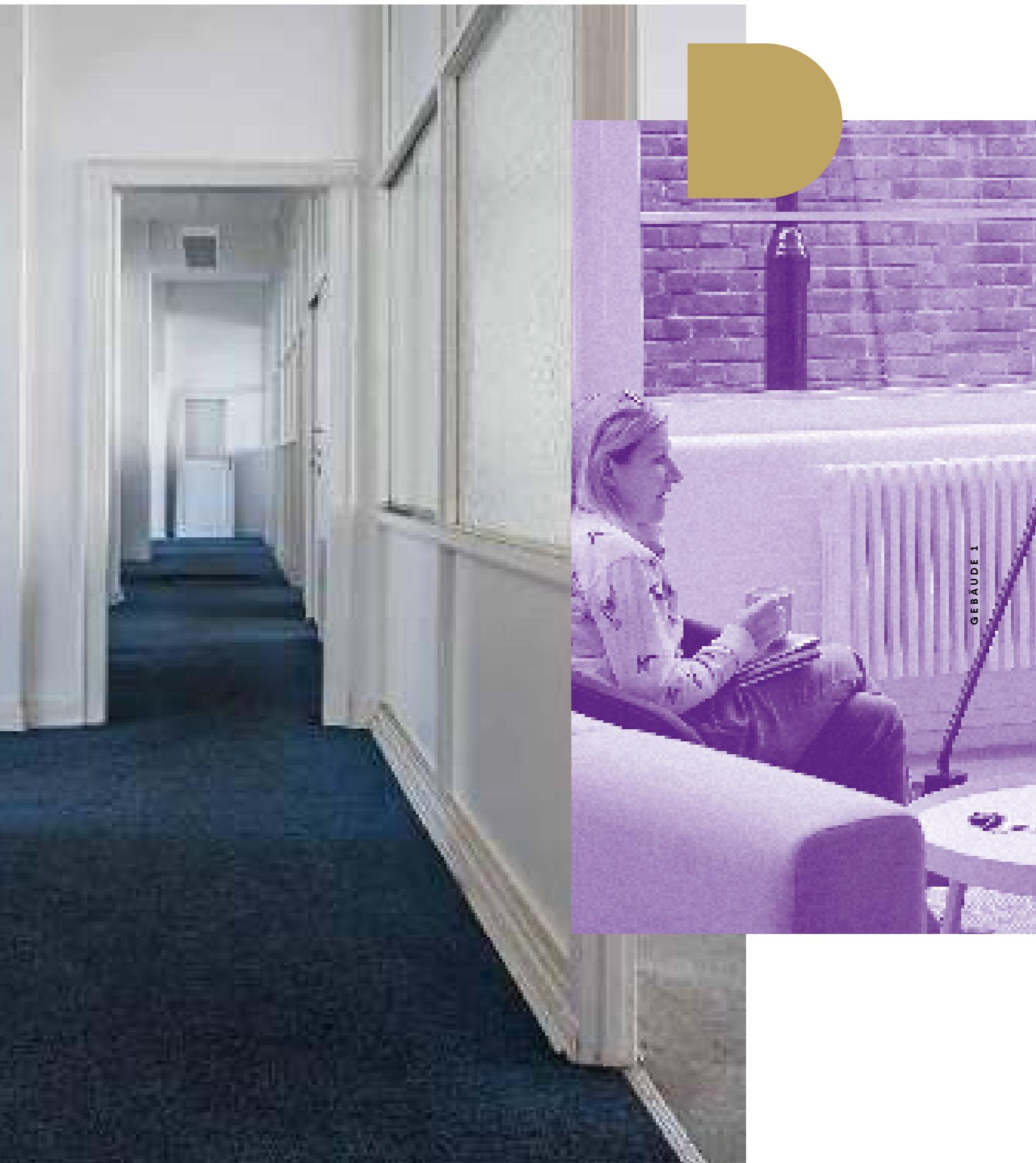
G1

Das Gebäude G1 zeigt zur Gewerbeschulstraße vier Vollgeschosse auf sichtbarem Kellergeschoss und ein durch Gauben belichtetes Dachgeschoss. Die putzsichtige Nordfassade zur Gewerbeschulstraße ist durch breite Wandvorlagen in sechs Achsen gegliedert, wobei die rechte (= westliche) Achse schmäler ist und den ebenerdigen Eingang aufnimmt. Zwischen Erd- und Obergeschossen springt die Putz an einer Kante vor, der bei der Fensterachse des Eingangs unter die dortige Sohlbank des 1.-OG-Fensters verspringt. In der zweiten Fensterachse von links (= von Osten) ist im EG ein hochliegendes zweiflügeliges Tor eingefügt, darunter befindet sich eine zweiflügelige Ladeluke für das Kellergeschoss. Die Fenster sind Metallrahmenfenster mit quadratischer Teilung (drei mal drei Felder) und haben eine Einfachverglasung. Die Schleppgauben sitzen über den Fensterachsen in der steilen Mansarddachfläche und haben zweiflügelige Fenster. Die in der Nachkriegszeit vermutlich verputzte Fassade zeigt um die repräsentative hölzerne Eingangstür eine scharrierte Rahmung, die mit der des Gebäudes G4 korrespondiert.

An der ehemaligen Gasse zwischen Gewerbeschulstraße und Ferdinand-Thun-Straße ist in der dortigen Anlieferung das Erdgeschoss der Ostfassade noch erkennbar. Die heute überstrichene, ursprünglich vermutlich ziegelsichtige Fassade integriert hochrechteckige Fenster mit geradem Rollschichtsturz und ohne Gewände, der Sockel springt mit einer Rollschicht leicht vor. Neben dieser Giebelseite ist das bauzeitliche Rolltor erhalten, über das der Hofraum zwischen G1 und G2 erschlossen ist.

Die hofseitige Südfassade ist glatt verputzt, die Teilung der Rückfassadenfenster ist mit jener in der Straßenfassade vergleichbar. Hier hat die linke (= westliche) Fensterachse aufgrund des parallelogrammartigen Grundrisses von Gebäude G1 dieselbe Fensterbreite wie die übrigen Fenster, ist aber um ein halbes Geschoss versetzt (wg. des dahinter liegenden Treppenhauses). Dafür ist die rechte (= östliche) Fensterachse der Hoffassade schmäler. Lichtschächte mit schräg stehenden Verglasungen belichten das Kellergeschoss; in der zweiten Achse von rechts liegt ein Erdgeschoss-Eingang mit vorgelagerter Freitreppe, in der dritten Achse von rechts ein zweiflügeliges Ladetor. In der rechten (= östlichen) Achse befindet sich unterhalb des dortigen Fensters eine zweiflügelige Luke, hinter der die Treppe in das Kellergeschoss liegt.

Die Grundrissfläche des Gebäudes G1 ist durch eine mittige Stützenreihe mit fünf Einzelstützen in Längsrichtung geteilt, von diesen Stützen gehen in Querrichtung Unterzüge zu den beiden Längsfassaden (Nord und Süd). Das unverändert als Lager genutzte Erdgeschoss und das Kellergeschoss verdeutlichen diese Struktur besonders gut. Der kleine Materialaufzug wurde 1949 installiert. Das Treppenhaus zeigt bis in das 1. OG, wo sich die Büroräume der Lohsträter GmbH befinden eine repräsentative Auskleidung mit Solnhofer Platten. Das Geländer mit gummiertem Handlauf und einer genieteten Füllung aus Bändern entspricht den Handläufen der Treppenhäuser in V1 und V2, dort allerdings mit Metallhandlauf. Die vermutlich bauzeitlich als Geschossfabrikflächen genutzten Obergeschosse sind – spätestens mit der Erweiterung 1954 – zu Büroflächen mit einem außerermittigem Mittelgang umgestaltet worden.







G2

Das Gebäude G2 präsentiert sich nach Nord und Süd als glatt verputzter, schmuckloser Baukörper; da sich G2 rechtwinklig zur ehemaligen Gasse ausrichtet, bildet der Grundriss ein Rechteck. Die drei Hauptgeschosse sind mit großflächigen Verglasungen versehen, die aus Metallfenstern mit einfach verglasten hochrechteckigen Scheiben bestehen; an der Südseite beginnen die historischen Verglasungen (im 2. + 3. OG) an der westlichen Giebelwand mit einer Verglasung zu vier (horizontal) Reihen à fünf Scheiben, gefolgt von vier Verglasungen mit vier Reihen à acht Scheiben, die mittig durch ein kräftigeres stehendes Metallprofil geteilt sind. In der zweiten horizontalen Reihe sind jeweils Öffnungsflügel integriert. Das 1. OG hat zum südlichen Hof abweichend eine jüngere, vermutlich aus den 1970er-Jahren stammende Verglasung aus Aluminiumrahmen, Glasbausteinfüllung und integrierten Öffnungsflügeln sowie Festverglasungen. Das Dachgeschoss zeichnet sich nach Süden als geneigte Atelierverglasung über einer leicht vorkragenden Traufe ab. Zum südlichen Hof ist unter den drei Hauptgeschossen ein Sockelgeschoss zugänglich, das gestalterisch gegenüber den darüberliegenden Geschossen leicht abweichende Metallgitterfenster und -türen mit Ornamentglas zeigt. An der westlichen Schmalseite des südlichen Hofs sind anschließend an G2 drei putzsichtige Normgaragen angebaut (lt. Kataster anstelle eines älteren Nebengebäudes).

Zum nördlichen Hof bzw. der dortigen Halle H2 ist das Sockelgeschoss aufgrund des Gefälles nicht sichtbar, hier schließt das 1. OG ebenengleich an die eingeschossige H2 an. Über dem Dach von H2 sind drei Hauptgeschosse mit den o.g. großflächigen Verglasungen sichtbar – das 2. + 3. OG sowie das DG, das hier aufgrund eines nach Süden geneigten Pultdachs mit voller Geschoss Höhe sichtbar ist. Die Verglasung der Nordseite entspricht dem Muster der Südseite (am westlichen Giebel vier Reihen à fünf Scheiben, dann vier Felder mit vier Reihen à acht Scheiben [mittig vertikal geteilt]), mit einem schmalen Ergänzungsfeld von vier Reihen à zwei Scheiben im Anschluss zu V2. Neben den o.g. Öffnungsflügeln ist eine Tür in das erste, westliche Feld der einfach verglasten Metallrahmen integriert, über die das Dach von H2 zu betreten ist.

An der östlichen Schmalseite sind je Geschoss zwei großformatige Segmentbogenfenster vorhanden (im DG mit geradem Sturz), das linke (= südliche) ist allerdings jeweils größtenteils durch einen vor die Giebelwand gesetzten, jüngeren Lastenaufzug mit Ziegelummantelung verdeckt. Rechts (= nördlich) der Fensterpaare ist eine Ladeluke mit Segmentbogen und zweiflügiger Tür vorhanden (im 2. OG zugemauert).

Im Inneren des 2. OGs wird der ungeteilte Hallenraum durch eine mittige Stützenreihe in Längsrichtung unterteilt; die vermutlich nachträglich mit Beton ummantelten Stützen mit abgeschrägten Köpfen tragen ebenfalls betonummantelte Querträger, die zwischen den Fensterfeldern in den Außenfassaden aufliegen. Zwischen den Stützenköpfen spannen I-Profilen mit genieteten Anschlusslaschen. Im 2. OG ist zudem eine additive Stützkonstruktion mit geschraubten Verbindungen vorhanden: zwei parallel zu den Betonstützen stehende Stahlstützenreihen mit Längsträgern, die in Deckenfeldmitte querlaufende Stahlträger stützen.

Im 3. OG fehlt diese jüngere Stützkonstruktion, die Stützen sind hier nicht ummantelt und zeigen eine genietete Konstruktion aus Blechen und I-Profilen, die lt. Markierung u.a. von der Fa. Hoesch stammen.

Das DG ist als Pult mit leichterer, geschraubter Stahlkonstruktion und Mittelstütze gefügt und hat (s.o.) eine stehende Fassade nach Norden und eine schräge Verglasung nach Süden, die oberhalb einer Brüstung ansetzt. Hier ist die Laufkatze erhalten, deren Schiene über der Ladeluke in der Ostfassade zu erkennen ist.



V1

Der Verbindungsbaus V1 zeigt sich mit seiner Westfassade zum Hof zwischen G1 und G2 als fünfgeschossiger, ziegelsichtiger Baukörper. Das Erdgeschoss integriert eine Tordurchfahrt von der ehemaligen Gasse, die von einer Stahlträgerdecke mit Betondeckenfeldern überdeckt ist. Das bauzeitliche Rolltor ist eine grün gestrichene Metallrahmenkonstruktion aus drei Segmenten und mit zur Hofseite hinterkreuzten Metallblechen; das mittlere Segment nimmt eine zweiflügelige Tür auf, die beiden äußeren Felder sind in der Höhe in ein kleineres unteres und ein größeres oberes Feld geteilt. Die obersten Bleche der drei Segmente haben jeweils einen konkaven Abschluss.

Die darüberliegende Westfassade von V1 ist in vier Achsen mit Segmentbogenfenstern gegliedert, wobei die rechte (= südliche) Achse um ein halbes Geschoss in der Höhe versetzt ist und dadurch das dahinterliegende Treppenhaus deutlich macht. Diese Fenster sind entsprechend schmäler als die übrigen Fenster der drei Obergeschosse; die einfach verglasten Metallfenster der Treppenhausfenster variieren in Format und Gliederung, die übrigen Obergeschossfenster bestehen im 2. + 3. OG aus sechs Reihen à fünf Scheiben. Im 1. OG sind die Fenster nachträglich durch Abmauerungen verkleinert und haben verschiedene, evtl. zweitverwendete einfach verglaste Metall- und Holzfenster. Der Treppenhauszugang vom Hof zwischen G1 und G2 war ursprünglich ebenfalls mit einem Segmentbogen überwölbt, ist heute zum Hof durch einen vorgesetzten geraden, tieferliegenden Sturz abgeschlossen (die dahinterliegende Metalltür hat weiterhin einen Segmentbogen).

Das niedrigere, an der Westfassade offenbar aufgestockte Dachgeschoss ist an der (ansonsten schmucklosen) Fassade durch ein vierstufig vortreppendes Traufgesims abgesetzt, die Fenster sind hier durch scheitrechte Rollschichten überdeckt. Das Treppenhausfenster ist im DG nur wenige Ziegelschichten niedriger angesetzt.

Die Ostfassade von V1 ragt über der jüngeren, eingeschossigen Halle H1 auf und hat eine mittige Fensterachse, die im direkten Anschluss an das Hallendach von H1 zugesetzt ist; darüber sind je ein der Westseite vergleichbares Segmentbogenfenster (in 2. + 3. OG) und ein Fenster mit scheitreichem Abschluss (für das DG) zu sehen. Die Fassade zeigt keine vertikale Baufuge und scheint daher an dieser Seite nicht aufgestockt worden zu sein (die an der Westfassade sichtbare Aufstockung dürfte daher einer Veränderung der Dachgeometrie geschuldet sein).

Im Inneren dominiert das Betontreppenhaus mit Podesten an der Ostfassade und halbgewendelten Treppenläufen; das Geländer entspricht jenem in G1. An der Ostseite liegt ein Gang, der seitlich über die einzelnen o.g. Fenster belichtet ist. Die Gliederung der Nebenräume wechselt geschossweise, im 2. OG ist eine ältere Feuerungsanlage vorhanden.





V2

Der ziegelsichtige Verbindungsbau V2 besteht aus einem schmalen Baukörper, der die Geschossigkeit von G2 übernimmt, und einem tieferen Baukörper, der die Geschossigkeit von G3 übernimmt. Zwischen beiden Teilen befindet sich die Baufuge, die die Naht zur ersten Erweiterung verdeutlicht. Der schmalere Teil zeigt nach Westen über der eingeschossigen Halle H2 die dreigeschossige Seitenfront des Treppenhauses, das am Antritt durch eine Fensterachse im direkten Anschluss an G2 belichtet ist und ansonsten eine geschlossene Ziegelwand zeigt. Der tiefere, ein Geschoss höhere jüngere Teil hat nach Westen drei Fensterachsen, die gegenüber dem älteren Teil um ein halbes Geschoss versetzt sind; die beiden nördlichen Achsen sind breit, die südliche Achse schmäler. In der ersten nördlichen Achse ist das oberste Fenster zwischen den Geschossen platziert und deutet bereits im Äußeren an, dass das Treppenhaus des älteren Teils dort fortgeführt ist. Die Fenster in den beiden ersten oberhalb von H2 sichtbaren Geschossen (2. + 3. OG) haben hohe Segmentbogenfenster, die der beiden darüberliegenden Geschosse (1. + 2. DG) sind niedriger (ausgenommen das Treppenhausfenster „zwischen“ den Geschossen).

An der Ostfassade ist der ältere Teil eine geschlossene Ziegelwand, der jüngere Teil hingegen hat eine mittige Fensterachse mit Segmentbogenfenstern. Im 3. OG ist dieser Fassade eine jüngere, nach Süden ansteigende Stahlkonstruktion mit Wellzementhülle vorgesetzt, die vom Gebäude G3 zum außenliegenden Aufzug an G2 führt.

Während das Treppenhaus V1 parallel zur Straße liegt (und damit eine Querung vor dem Treppenantritt erlaubte), ist das Treppenhaus V2 quer zur Straße angeordnet und schloss damit die erste Bauetappe auch gestalterisch ab: im EG verdeutlicht dies u.a. ein heute innen liegendes, ehemals außen liegendes Fenster.

Im Erdgeschoss des jüngeren Teils von V2 bestand bauzeitlich eine Durchfahrt, die in den durch H2 überbauten Hofraum führte und deren Lage an der ehemaligen Gasse durch entsprechende Details der Ziegelfassade ablesbar geblieben ist. Neben dieser nun eingehausten Zufahrt liegt ein Treppenabgang, über den die untere Ebene des Treppenhauses erschlossen ist.

Im 3. OG bestehen die Einbauten im jüngeren Teil nur aus halbhohen Wänden, hier ist ein Sonderfenster mit ornamentaler oberer Fensterhälfte vorhanden. Zur Erschließung des 2. DG ist in den jüngeren Teil ein halbgewendelter Treppenlauf eingefügt, der vom 1. DG in das 2. DG führt und sich wie erwähnt am entsprechenden Fenster der Westfassade im Äußeren ablesen lässt.



G3

Die Südseite des Gebäudes G3 präsentiert sich, wie man sich gemeinhin einen bedeutsamen Fabrikbau des späten 19. Jahrhunderts im Äußeren vorstellt: mit repräsentativer Ziegelarchitektur, die durch die großformatigen Fenster die Tageslicht-Geschossfabrik deutlich macht. Bis auf das Straßenniveau herabgeführte Lisenen gliedern die Fassade in vier gleich breite Felder in der Mitte, ein etwas schmales Feld zur Rechten (nach Osten) und ein etwas breiteres Feld zur Linken (nach Westen). In den fünf rechten (= östlichen) Feldern sind Fenster, die fast die gesamte Feldbreite einnehmen, während im westlichen Feld je Geschoss zwei schmalere Segmentbogenfenster liegen. Die drei Hauptgeschosse zur Ferdinand-Thun-Straße stehen auf einem hohen Sockelgeschoss und sind von einem Dachgeschoss mit schräghender Atelierverglasung abgeschlossen. Die Traufe kragt mit einem Zahnfries vor, die darunterliegende Ziegelfläche ist zwischen den Lisenen, d.h. über den eingetieften Feldern durch ein Konsolgesims (optisch) gestützt.

Die Fenster und deren Brüstungsfelder variieren in den Geschossen und ergeben dadurch eine gestalterisch ansprechend differenzierte Gliederung. Die Fenster des Sockelgeschosses (Ebene bezogen auf G1: 1. OG) zeigen eine sandfarbene Betonputzeinfassung mit seitlichen Pfeilern und einem im Viertelkreis endenden Sturz. Die darüberliegenden Fenster des erhöhten Erdgeschosses (bezogen auf G1: 2. OG) haben einen geraden, als putzsichtiger Träger hervorgehobenen Sturz und Verglasungen mit quadratischen Scheiben. Im breiteren westlichen Feld bestehen die beiden Öffnungen aus einem Fenster rechts und einem an der Giebelwand platzierten, ebenerdigen Eingang mit Oberlicht links. In der dritten Achse von links ist das Erdgeschossfenster verändert, hier ist ein Ladetor integriert.

Die Brüstungen des 1. OG (Ebene bezogen auf G1: 3. OG) haben jeweils vier eingetiefte Putzfelder als Brüstungszier (in der östlichen Achse: drei Putzfelder), darüber liegen entsprechend der o.g. Feldersystematik Segmentbogenfenster mit quadratischen Scheiben. In den vier mittleren Verglasungen sind die Metallfenster durch einen mittigen vertikalen Steg geteilt (vgl. G2).



Über den Segmentbögen des 1. OG (Ebene bezogen auf G1: 3. OG) liegen abermals eingetiefe Putzfelder, die nun aber durch kleine Segmentbögen schmuckhaft überfangen sind (östliche Achse drei Putzfelder, sonst vier). Im 2. OG (Ebene bezogen auf G1: DG) sind ebenfalls Segmentbogenfenster, deren einfach verglaste Metallfenster allerdings in den fünf östlichen Achse schmuckvoll aus zwei Segmentbogen-Einzelfenstern mit ungeteilten Brüstungsfeldern gefügt sind; bei den vier mittleren Fenstern ist zudem ein ungeteilter Glassteg eingefügt, die darüberliegenden Zwickel sind ebenfalls verglast. Die beiden Fenster der westlichen Achse sind hingegen ähnlich dem darunterliegenden Geschoss (allerdings mit anderen Scheibenformaten) versehen.

An der nach Norden orientierten Rückseite hat auch das Gebäude G3 eine schmucklose Putzfassade, die sich allerdings von G2 u.a. dadurch unterscheidet, dass im 2. OG (Ebene bezogen auf G1: DG) oberhalb der Brüstungen das Stahlfachwerk sichtbar wird, das sich dann in den Stürzen der dortigen Fenster fortsetzt. An der westlichen Giebelwand tritt ein ziegelichtiges Treppenhaus in den ehemaligen Hofraum (heute H2) vor. Daneben belichten drei breite Fensterachsen und, im Anschluss zu V2, eine etwas schmalere Fensterachse die Fabrikgeschosse. In den beiden von Norden sichtbaren Geschossen (über dem Dach von H2) haben die Fensterachsen sieben Reihen à zehn Scheiben, mittig durch ein vertikales Profil getrennt, während das durch Sichtfachwerk gekennzeichnete 2. OG (bezogen auf G1: DG) wie in der Straßenfassade eine schmuckvollere Fenstergliederung besitzt: jeweils zwei Segmentbogenfenster mit einer dazwischenliegenden, querrechteckigen Verglasung, darüber ungeteilte Oberlichter.

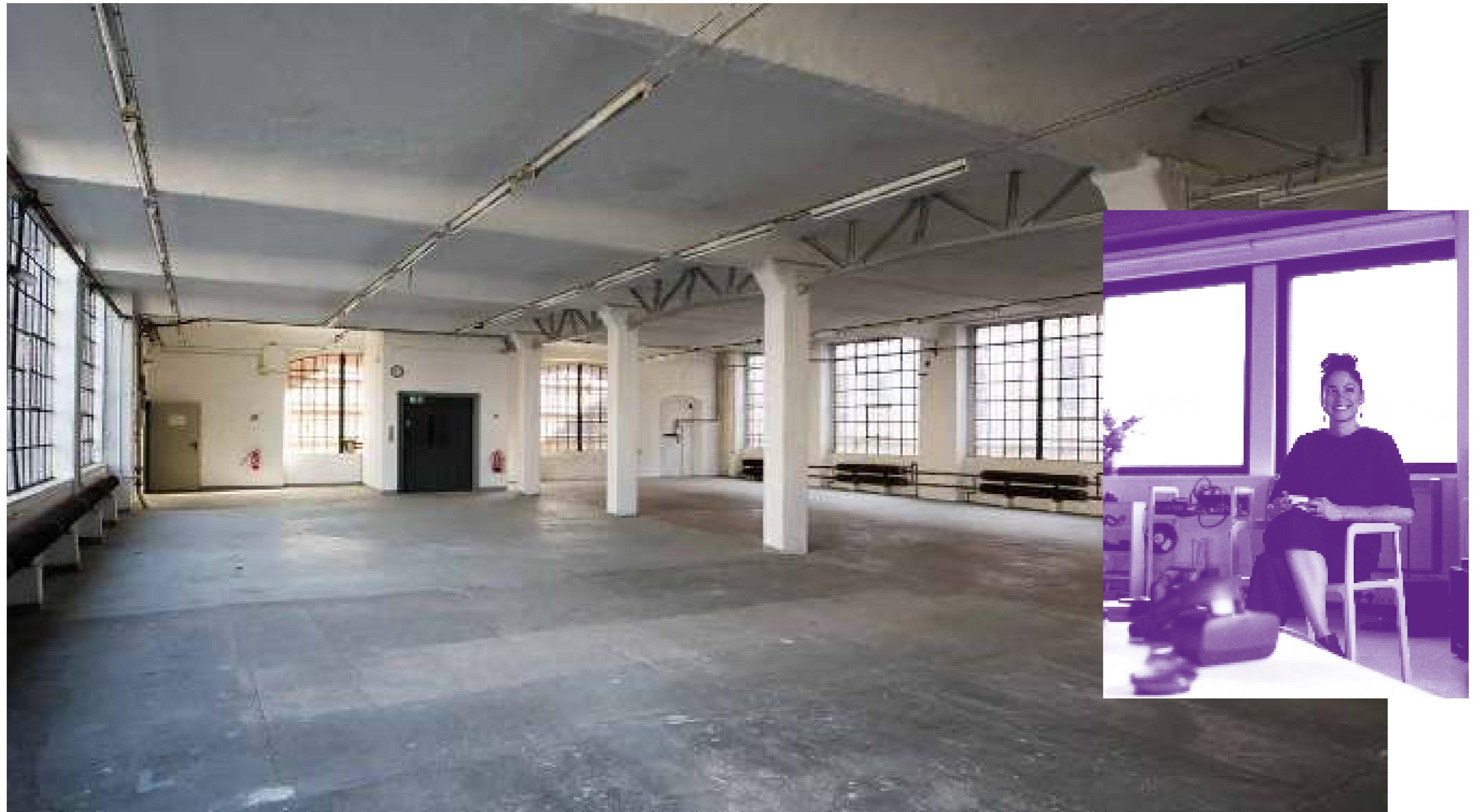
An der westlichen Giebelwand sind zur ehem. Gasse zwei Segmentbogenfenster je Geschoss vorhanden; auch hier ist das 2. OG (Ebene bezogen auf G1: DG) durch eine abweichende Gliederung der einfachverglasten Metallfenster akzentuiert. An der Südwestecke zeichnen sich in der Fassade zugesetzte Ladeluken ab, deren Ausleger im obersten DG noch vorhanden ist.

Im Inneren ist auch Gebäude G3 durch eine in Längsrichtung verlaufende Stützenreihe gegliedert. Die vermutlich nachträglich betonummantelten Stützen mit tricherförmigen Köpfen tragen Querträger, die zwischen den Fenstern an Nord- und Südfassade aufliegen. Zwischen den Stützenköpfen verläuft ein hochliegender, partiell stark verformter Diagonalverband mit genieteten Verbindungen. Vor der Westwand ist im Inneren ein größerer Lastenfahrstuhl nachträglich eingefügt, der Teile der dortigen Befensterung verdeckt und im DG einen hochliegenden Maschinenraum hat.

Das Dachgeschoss (Ebene bezogen auf G1: 2. DG) besteht aus einem Mansarddach mit hohen Brüstungen, einer durch Verglasungen mit vertikalen Profilen gebildeten steileren Dachfläche und einem flach geneigten Satteldach, dessen hölzerne Sparren auf kräftigen Metallträgern liegen, die ihre Last wiederum über metallene Stuhlsäulen in die Brüstungen ableiten. In Raummitte trägt eine Reihe von betonummantelten Stützen den First.

Das eckständige Treppenhaus mit zweiläufiger Treppe ist aus Beton und hat Treppengeländer, die denen der ersten Bauphase entsprechen.





H2

Zwischen G2 und G3 lag ursprünglich ein Hof mit offener Zufahrt durch das Erdgeschoss von V2 hin zur ehemaligen Gasse. Dieser Hof wurde vermutlich in den 1950er-Jahren durch ein satteldachförmig geneigtes Stahlbetonskelettdach überdeckt (Firstrichtung Ost-West), dessen Mittelsegmente (firstparallel) mit Glasbausteinen versehen sind und so den Hallenraum belichteten (heute z.T. mit Schweißbahnen abgedeckt). Die Randbereiche zu G2 und G3 sind mit Beton(hohl)dielen verschlossen. Unter die Betonkonstruktion ist ein Stahltragwerk gesetzt, zu G2 ist eine Raumachse durch KS-Mauerwerk abgetrennt. Die vormalige Hofsituation verdeutlichen zwei Traforäume mit eigenständigem Pultdach.



G4

Das 1954 beantragte und nachfolgend errichtete putzsichtige Gebäude G4 erweiterte das Fabrikensemble in der dritten Bauphase auf das Gelände der östlich der Gasse angrenzenden, kriegszerstörten Wohnhäuser Gewerbeschulstraße 76/78. Die ehemalige Gasse ist in einem kurzen nördlichen Abschnitt als (überbaute) Anlieferung freigehalten; hier wird (aufgrund des sich nach Süden erweiternden Anlieferungsbereichs) deutlich, dass sich der Neubau rechtwinklig zur Straße ausrichtet und nicht die Parallelogrammstruktur des älteren Bestandes fortsetzt. Die Nordfassade zur Gewerbeschulstraße zeigt vier Vollgeschosse und ein Staffelgeschoss mit vorgelagerter Terrasse, das Erdgeschoss mit Lisenengliederung ist durch ein Vordach in Gebäudebreite abgeschlossen. An der östlichen Giebelwand ist das Treppenhaus platziert, das oberhalb des Vordachs eine breite, durchgehende Vertikalverglasung hat und bis über die Staffelgeschoss-Terrassenkante mit dem Wellengittergeländer reicht. Die Türanlage mit eloxiertem und schwarz lackiertem Metall ist ein zeittypisches Element. Die Verbindung zum purifizierten Gebäude G1 schafft u.a. das scharrierte Türgewände.

Die gleichmäßige Befensterung hat im EG sieben Achsen, in den drei Obergeschossen zehn Achsen. Die zeittypischen Metallfenster sind zur Gewerbeschulstraße mit zwei Öffnungsflügeln und ungeteilten, identisch hohen querrechteckigen Festverglasungen über und unter den Öffnungsflügeln gestaltet.

Zur südlichen Rückseite ist die Fassade glatt verputzt und hat in den Hauptgeschossen fünf breite Verglasungen, die aus drei Segmenten der straßenseitigen Fenstergliederung gebildet ist; neben diesen fünf identischen Verglasungen liegt das abweichend befensterte östliche Treppenhaus mit drei Einzelfenstern im 1. OG, in 2. + 3. OG mit zwei Einzelfenstern in der o.g. Fenstergliederung. Das hier unter einem flachen Pult liegende Dachgeschoss hat gegenüber den Hauptgeschossen niedrigere Fensterbänder, die aus sechs Feldern bestehen; am Treppenhaus ist ein Fensterband aus vier Scheiben vorhanden.

Das Tragwerk folgt dem Strukturmuster der älteren Bauten G1 bis G3 mit mittlerer Stützenreihe, die hier offenbar bereits in Stahlbeton ausgeführt ist; die Stützen bilden mit Querträgern zu den beiden Fassaden, in der Fassadenebene stehenden weiteren Stützen und Rahmen in Fassadenebene einen Stahlbetonskelettbau. Das Innere ist durch einen außermittigen Mittelgang gegliedert, der die Binnengliederung von G1 fortsetzt und hierzu dessen östliche Giebelwand für eine durchgehende Gangstruktur durchbricht. Teile der straßenseitigen Gangwand sind als teilverglasierte Raumtrennwände ausgeführt. Das Treppenhaus mit zweiläufiger Betontreppe hat mit dunklem Betonwerkstein belegte Tritt- und Setzstufen und ein Metallgeländer, dem schräge, oben abgeknickte Füllungselemente einen dynamischen Impuls geben.

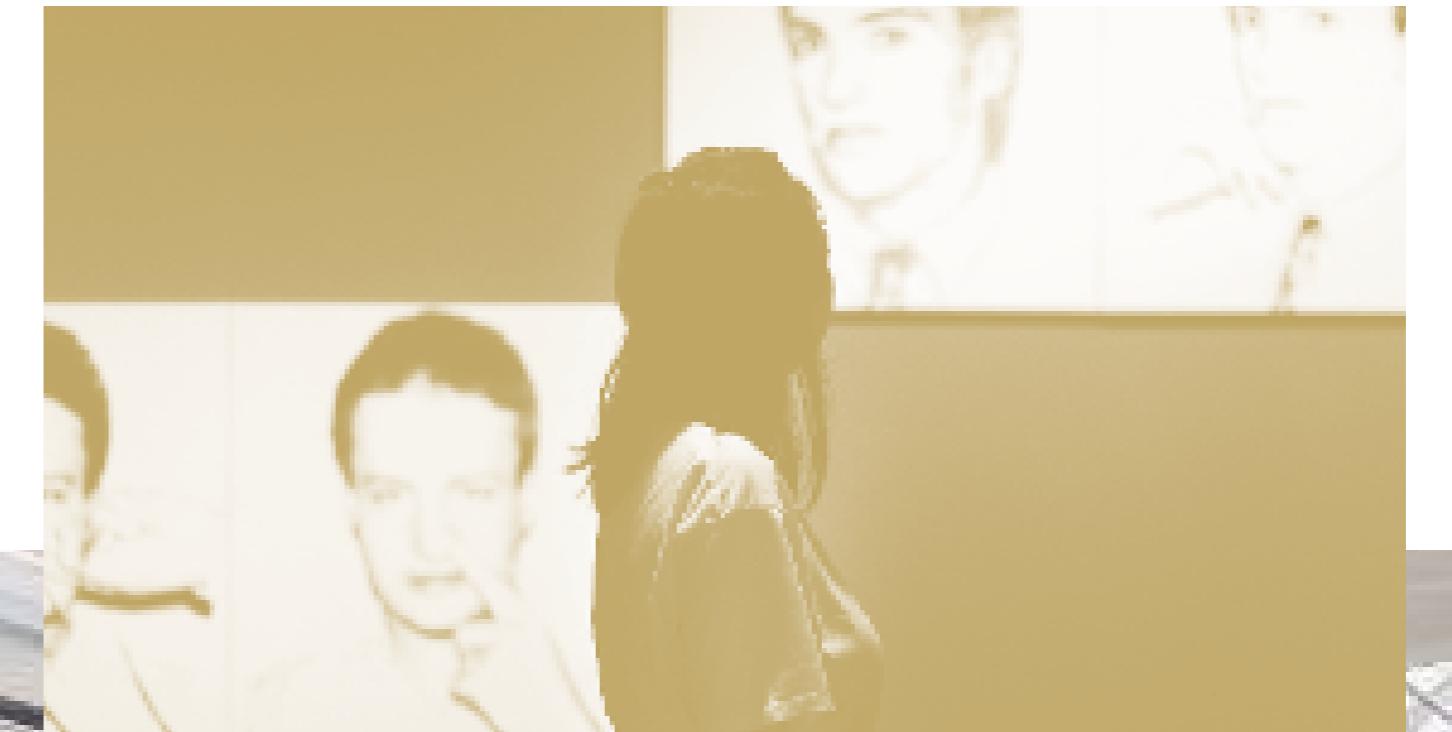


H1

Die Halle H1 erstreckt sich eingeschossig in voller Grundstücksbreite hinter G4, dessen Erdgeschoss teilweise zur Halle hin offen ist. Das Hallenträgerwerk besteht aus drei satteldachförmigen Fachwerkträgern mit seitlichen Abstrebungen, die durch umlaufende Schrägverglasungen zugleich Oberlichter bilden. Die Trägerenden sitzen auf Betonstützen mit kräftigen Konsolen. Zwischen den Oberlichtern ist die Dachfläche durch Beton(hohl-)dielen geschlossen, in denen in regelmäßigen Abständen runde Oberlichtkuppeln eingelassen sind. Im westlichen Teil der Halle – die sich dort aufgrund des schiefwinkligen Anschlusses an V1 verbreitert – ist ein weiteres, kürzeres Oberlicht mit satteldachförmig gestellten Gläsern aufgesetzt. An der südlichen Stirnseite von H1 ist, gegen den Hang, eine erhöhte Nebenraumschiene mit mittiger Meisterkabine und Galerien mit Treppenaufgängen integriert, die über eine auf dem Hallendach stehende Stirnwand mit nach Norden weisenden Fenstern belichtet ist. Zur früheren Außenwand von V1 sind Teile der Halle durch leichte Trennwände abgeteilt, hier ist u.a. der vorspringende Sockel von V1 im Bereich der überbauten ehemaligen Gasse sichtbar.



HALLE 1





DENKMALE ÜBERRAGEN DIE VERGANGENHEIT.

ERHARD HORST BELLERMANN



Denkmalschutz der Bedeutung für Städte und Siedlungen

Der Barmener Südhang verdeutlicht in besonderer Weise die Janusköpfigkeit der Städte, die in der Zeit des Deutschen Kaiserreichs durch eine industrielle Entwicklung stark angewachsen, zugleich aber zu (bürgerlichem) Wohlstand gekommen waren: Während mit den Barmer Anlagen auf der Südhöhe ein Naherholungsgebiet auf Initiative örtlicher Bürger und unter maßgeblicher Förderung durch bürgerliche Industrielle entstand, siedelten sich – gefördert nicht zuletzt durch den Bau der Höheren und niederen Gewerbeschule (Gewerbeschulstraße 34, gegründet 1863), der späteren Preußischen Höheren Fachschule für Textilindustrie, der eine städtische Realschule mit Fachklassen angegliedert war – unterhalb der Barmer Anlagen und der dortigen Stadthalle verschiedene Industriebetriebe insbesondere der örtlichen Textilindustrie an. Dabei verlief die Bauentwicklung von Norden aus der Wupperaua hangaufwärts und erschloss ab den 1890er-Jahren mit der Bebauung südlich der Gewerbeschulstraße die noch freien Flächen.

Die Fa. Peter C. Dicke ist ein Unternehmen der verzweigten Barmer Industriellenfamilie Dicke, die im Adressbuch 1887 geführt wird als Fa. Peter Carl Dicke (Inhaber Joh. Wilh. Dicke und Gust. Adolf Dicke), Fabrik in Nouveautés für Waschbesatz, Häkelgalons etc. kl. Flurstraße 4, Eingang Wertherstraße 31. Mit Nou[i]veauté wurden Besatzstücke, Bänder etc. bezeichnet, mit denen Kleidungsstücke modisch aufgewertet werden konnten und die damit den Ansprüchen und Geschmacksbildern der jeweiligen Moden unterworfen waren – ein auch unternehmerisch anspruchsvoller Bereich der Textilindustrie, in dem im späten 19. Jahrhundert auch die ebenfalls durch Mitglieder der Fam. Dicke geführte Fa. Kaiser & Dicke tätig war, die sich ein Stück weiter östlich an der Gewerbeschulstraße angesiedelt hatte. Die in diesem Zweig hergestellten Modeartikel – Bänder, Borten, Litzen, Galons etc. – boten sich aufgrund der vergleichsweise kleinen Maschinen zur Aufstellung in Geschossfabriken an, die in der bewegten Topografie des Wuppertals und den Stadterweiterungsgebieten in Hanglage einfacher realisierbar waren. Die spezifischen Belichtungsverhältnisse am Südhang, die ihn für eine Wohnnutzung weniger attraktiv machten, standen einer Nutzung für Fabrikationszwecke nicht entgegen, die eine Belichtung von Norden eher bevorzugte. Das in drei Bauetappen errichtete Fabrikensemble vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke an Gewerbeschulstraße 74/76 und Ferdinand-Thun-Straße 29 vermittelte dabei nicht nur in seinem Äußeren die eher zurückhaltenden repräsentativen Ansprüche der Jahrhundertwende (zur Ferdinand-Thun-Straße) und der Nachkriegszeit (zur Gewerbeschulstraße), sondern zeigt sich gerade in den nüchtern-schmucklosen Rückfassaden als prototypischer Industriebau, wie er später als stilprägend durch das Neue Bauen und die Moderne rezipiert (und funktionalisiert) wurde. Gerade das Fehlen eines besonders hervorstechenden Gestaltungs- und Repräsentationswillens macht das Fabrikensemble vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke zu einer typischen Geschossfabrik, die aus der Fülle der Konkurrenten erkennbar nicht baulich hervortreten wollte, sondern den Wettbewerb des Nouveauté stärker auf das Produkt verlagerte. Damit korrespondiert auch das vergleichsweise kleine und nüchterne Kontor des zuletzt produzierenden Textilunternehmens D. Lohsträter (als direkter Nachfolger der Fa. Kaiser & Dicke) aus den 1950er-Jahren.



Hinzu kommt, dass sich das Fabrikensemble in seinen drei Bauphasen einschl. Fensterflächen/Verglasungen und anderer Merkmale geschlossen erhalten hat; es ist daher schon im Äußeren prototypisches Zeugnis für die Industrie, die Barmen im späten 19. Jahrhundert maßgeblich geprägt hat.

Das Fabrikensemble vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke an Gewerbeschulstraße 74/76 und Ferdinand-Thun-Straße 29 ist bedeutend für Städte und Siedlungen, hier für Wuppertal-Barmen und deren industriell geprägten Stadterweiterungsgebiete am Südhang.

Denkmalschutz der Bedeutung für die Entwicklung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse

Um 1900 war der Stahlbau lt. des Bautechnikgeschichtlers Werner Lorenz bereits »hoch entwickelt, wissenschaftlich gereift und in Teilen kodifiziert«, während der »junge, noch ungeschliffene Eisenbetonbau« noch in der Entwicklung begriffen war. Es ist daher wenig überraschend, dass das Fabrikensemble vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke in seinen ersten beiden Bauphasen als Stahlskelettbau errichtet wurde. Diese Strukturen sind nachvollziehbar und bauzeitlich erhalten, wenngleich die veränderten Einschätzungen zur Feuersicherheit von Stahlkonstruktionen zu einer teilweisen Ummantelung insbesondere der Stützen geführt haben. In der dritten Bauphase wurde als Tragsystem Stahlbeton gewählt, auch dies in Übereinstimmung mit zeitgenössischen Vorstellungen zu einer kostengünstigen, dauerhaften Tragkonstruktion. In den 2017 noch industriell genutzten Geschossen von Gebäude G3 wird deutlich, welche Schwingungen und Erschütterungen die Textilproduktion auf einen Geschossbau abgeben; auch dies dürfte bei der Wahl des Tragsystems und der Konzeption der tragenden Elemente eine Rolle gespielt haben.

Die Geschossfabrik gehört zu den bereits früh etablierten Formen industrieller Textilfabrikation, wie die Baumwollspinnerei Cromford in Ratingen (bekanntlich 1783/84 von dem Wuppertaler Kaufmann und Unternehmer Johann Gottfried Brügelmann erbaut) oder die ebenfalls denkmalgeschützte Samt- und Seidenweberei Scheibler & Peltzer in der Krefelder Südstadt zeigen. In seiner kompakten, pragmatischen Ausformung und aufgrund des bis heute bauzeitlich erhaltenen Bestandes ist das Fabrikensemble vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke gerade kein besonders schmuckvoller Bestand wie die beiden vorgenannten Beispiele, sondern repräsentiert prototypisch die Fülle der Textilunternehmen, die um 1900 lt. Elisabeth Altmann-Gotheiner in Barmen mehrere Hundert Betriebe unterschiedlicher Größe umfasste. Textilindustrie, so wird auch anhand des Fabrikensembles vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke deutlich, war in Barmen ein stark diversifiziertes Feld, das sich auch baulich in unterschiedlicher Weise darstellte. Gemäß der Maxime, dass neben dem Fabrikschloss auch die Köhlerhütte ein wichtiges Zeugnis für die Entwicklung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse sein kann, ist das Fabrikensemble vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke an Gewerbeschulstraße 74/76 und Ferdinand-Thun-Straße 29 bedeutend für die Entwicklung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse, hier für Wuppertal-Barmen und dessen (textil-)industrielle Entwicklung.





**Prüfung der wissenschaftlichen Gründe
für die Erhaltung und Nutzung**

Industriegeschichte lässt sich anhand von Industriebauten nur bedingt überliefern und anschaulich machen; eine Kokerei, in der kein Koks mehr produziert wird, bei der die Gerüche und die Hitze verflogen sind, ist kein Industriebau im eigentlichen Sinne mehr. Dennoch können diese Gebäude auch nach dem Ende der industriellen Produktion vermitteln, wie Gebäude für eine industrielle Produktion beschaffen waren und welche Flächen, Lichtverhältnisse, Tragfunktionen etc. erforderlich waren. Das Fabrikensemble vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke war zum Zeitpunkt der Begehungen eine seit der Errichtung betriebene Textilfabrik, in der Geräusche, Erschütterungen und der Weg vom Garn zum Band erlebbar waren. Dies fand in den weitgehend bauzeitlich, nur geringfügig modifizierten baulichen Hüllen statt, in denen sich die vergleichsweise pragmatischen Abläufe, die Raumbezüge und Lichtverhältnisse widerspiegeln. Dazu gehört, dass die Repräsentationswirkung offenbar stärker dem Produkt als der Fabrikationshülle zugeschrieben war. Gleichwohl ist an der Ferdinand-Thun-Straße 29 eine im Sinne der Zeit durchaus repräsentative Fassade vorhanden, deren bauzeitliche Erscheinung auch durch die erhaltenen, gestalterisch differenzierten Metallfenster geprägt ist. Auch der nüchtern-pragmatische Neubau an der Gewerbeschulstraße 76 und die vermutlich in diesem Zuge purifizierte Fassade des Bauteils Gewerbeschulstraße 74 überliefern eine industriegeschichtliche Haltung, die in wirtschafts- und sozialgeschichtswissenschaftlichen Zusammenhängen mit nüchternen, bürgerlicher Zurückhaltung bei der Zurschaustellung von Wohlstand und Einfluss verbunden wird.

Für Erhaltung und Nutzung des Fabrikensembles vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke an Gewerbeschulstraße 74/76 und Ferdinand-Thun-Straße 29 sprechen somit wissenschaftliche, hier industriegeschichtliche Gründe.



**Prüfung der städtebaulichen Gründe
für die Erhaltung und Nutzung**

Das Fabrikensemble vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke bildet eine breite, aufeinander bezogene Schauseite an der Gewerbeschulstraße, die gegenüber der Straßenmundung Baumhof auch eine gewisse Fernwirkung entfaltet. An der Ferdinand-Thun-Straße hingegen bildet der dortige Kopfbau der zweiten Bauphase mit seiner Schmuckfassade ein Ensemble mit ebenfalls ziegelsichtigen, ebenfalls schmuckvoller konzipierten Bauten der benachbarten Textilfabrik Molineus & Münz. Nord- und Südseiten des Fabrikensembles vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke verdeutlichen somit zwei gestalterische Haltungen im Stadtraum – hier der Jahrhundertwende, dort der Nachkriegszeit – die für das Quartier unterhalb der Barmer Anlage einen prägnanten, städtebaulich bedeutsamen Baustein bilden.

Für Erhaltung und Nutzung des Fabrikensembles vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke an Gewerbeschulstraße 74/76 und Ferdinand-Thun-Straße 29 sprechen somit städtebauliche Gründe.

**AUSWERTUNG DER PRÜFUNG DER KRITERIEN
FÜR DIE BEDEUTUNG DES DENKMALSCHUTZES**

**DIE BEDEUTUNG IM SINNE DES § 2 DSCHG NRW WURDE FÜR DIE
FOLGENDEN KRITERIEN NACHGEWIESEN:**

- Städte und Siedlungen
- Arbeits- und Produktionsverhältnisse

**AUSWERTUNG DER PRÜFUNG DER KRITERIEN
FÜR DIE ERHALTUNG UND NUTZUNG**

**DIE GRÜNDE FÜR DIE ERHALTUNG UND NUTZUNG IM SINNE DES § 2 DSCHG NRW
WURDEN FÜR DIE FOLGENDEN KRITERIEN NACHGEWIESEN:**

- städtebauliche Gründe
- wissenschaftliche Gründe





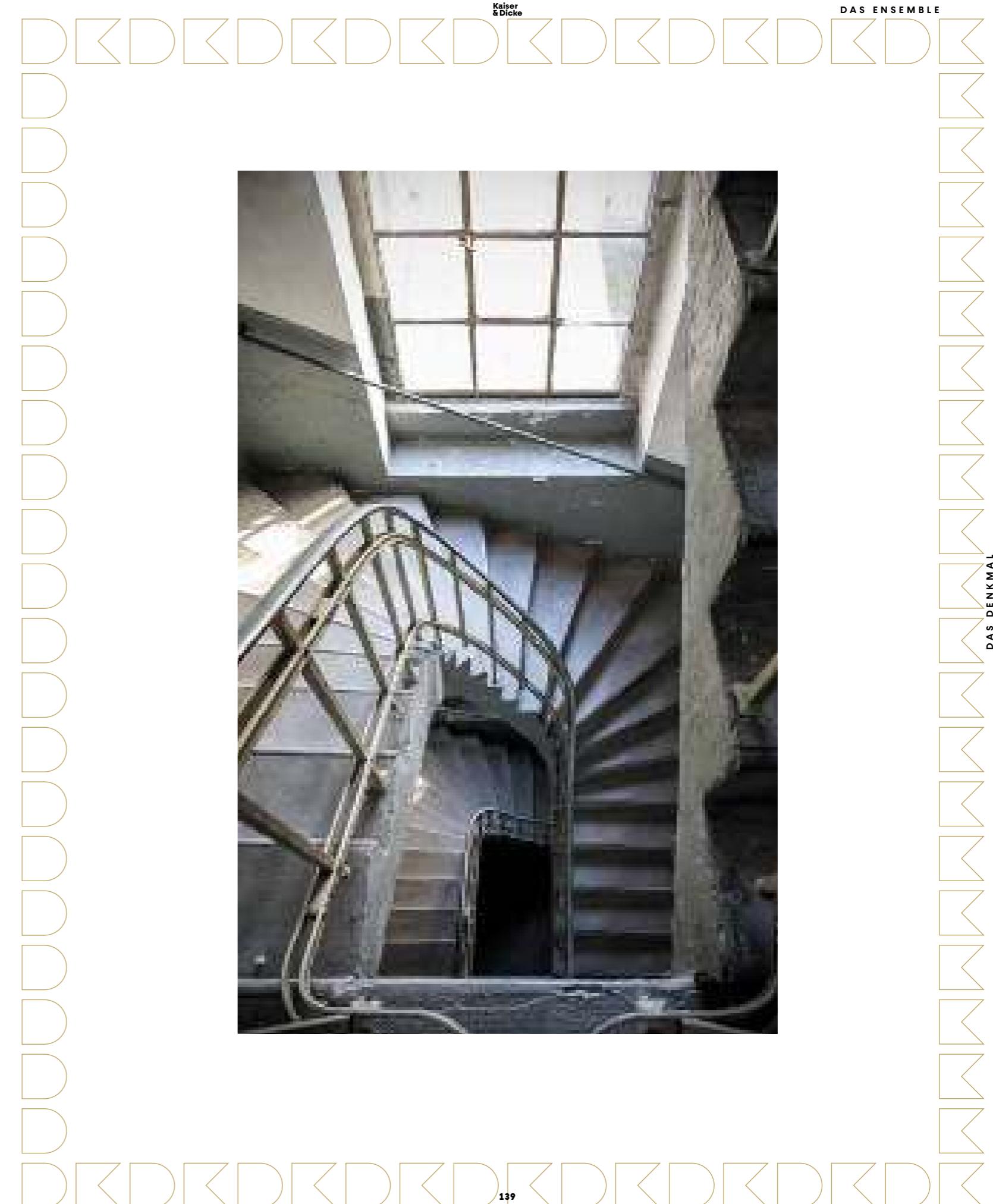
Umfang des Denkmals

Das Fabrikensemble vorm. Peter C. Dicke, später Kaiser & Dicke hat – auf den ersten Blick – seine prägnantere Ansicht an der Ferdinand-Thun-Straße 29 mit der dortigen ziegel-sichtigen Fassade, die differenziert ausgestaltet ist. Als Fabrikensemble verständlich wird es allerdings erst durch die Gesamtheit seiner Bauten, die zu einem Funktionsgefüge aus geschichteten Produktionssälen mit freiem Grundriss, aus einzelnen Hallen und aus einer in der Nachkriegszeit offenbar umfangreicher werdenden Büroräumstruktur verbunden sind. Hier ist es gerade die vergleichsweise geschlossene bauzeitliche Überlieferung mit historischen Metallfenstern, Treppengeländern und anderen Ausbaudetails, die die seit 125 Jahren produzierende Geschossfabrik anschaulich macht. Der Umfang des Denkmals wird daher durch die Gesamtheit der Gebäude G1 bis G4, V1 und V2 sowie H1 und H2 gebildet (Benennung siehe Beschreibung). Die Bürostrukturen in G1 und G4 werden hierbei nicht als denkmalkonstituierend betrachtet, hingegen ist für die Ablesbarkeit der industriege-schichtlichen Dimension wichtig, dass die ungeteilten Produktionssäle mit ihren groß-flächigen Verglasungen und den sichtbaren Tragwerkselementen weiterhin erlebbar sind. Auch die Tragwerke der beiden Hallen mit ihren eingangs beschriebenen Charakteristika gehören zu den prägenden Merkmalen. Wo durch das Entfernen einer Ummantelung die erhaltene bauzeitliche Stahlkonstruktion wieder sichtbar gemacht werden kann, würde dies der Anschaulichkeit des Denkmals ebenfalls zugute kommen.

ES IST AMTLICH: KAISER & DICKE IST EIN DENKMAL.

Die Gebäude in Barmen erfüllen die Denkmaleigenschaften im Sinne des § 2 Dschg NRW in der Gesamtheit ihrer Bauten.

**Eine große Herausforderung und eine
schöne Aufgabe für die Zukunft.**





HÖLDERLINS WORT:

»Voll Verdienst, doch dichterisch, wohnet der Mensch auf dieser Erde« wird kaum gehört, ist noch nicht gedacht, geschweige denn in unser Andenken eingegangen. Wie soll es auch? Angesichts der heutigen Wirklichkeit, die sich als Industrie- und Leistungsgesellschaft versteht, die sich selbst und die von ihr benutzten Bestände selber produziert, entleert sich das Wort des Dichters für jedermann leicht zur bloßen Phantasterei.

MARTIN HEIDEGGER
DAS WOHNEN DES MENSCHEN (1970)

226

EIN BEITRAG VON PROF. RAIMUND STECKER

Wir sind es gewohnt, in Häusern zu wohnen. In den Häusern sind dann unsere Wohnungen. Einige verwöhnen uns sogar, die meisten sind bewohnt, andere werden verwohnt, wieder andere entwohnt. Unsere Gewohnheit zu wohnen übersteigt mithin sprachlich unsere Beziehung zu dem Um oder Gebäude oder eben Haus, in dem wir wohnen. Denn wir wohnen ja und hausen nicht.

Haus und Stadt

Organisiert sind Häuser mit ihren Wohnungen und in ihnen den Zimmern ähnlich Städten mit ihren Vierteln und Häusern. Haus und Stadt entwickeln sich seit mehreren Tausend Jahren wie in einer nahezu symbiotischen Beziehung miteinander. Oder besser: Sie wachsen, werden aber vor allem entwickelt, geplant, verordnet, vermessen und auch fremdbe-stimmt oktroyiert. Letzteres pervertiert sich auf eine bisweilen immer fataler sich zeigende vermessene Art und Weise – 226!

Ein Mikro-Makrokosmos von Wohnen und Urbanismus ist festzuhalten. Zu beider Vor- und Nachteil. Entweder dient das Muster der Dorfstraße bis hin zur Magistrale, zum Haussmann'schen Boulevard, zur New Yorker Avenue oder zur Albert-Speer-Laternen spaliereten Berliner Straße des 17. Juni als Vorbild, stehen also links und rechts einer Straße die Häuser mit nahezu egalärter Traufhöhe so, wie es links und rechts eines Treppenhauses oder eines Flures in die Wohnungen mit uniformen Türen und es innerhalb der Wohnungen wiederum in die Zimmer geht. Oder die Organisation ist strukturell dem Platz angebiedert. Rund oder auch eckig, ja bisweilen sogar vieleckig um einen Platz stehen Häuser so, wie es von einer Etagenplattform aus in die Wohnungen mit ihren Dielen, von denen ab es in die Zimmerfluchten geht. (Dass gerade die Spalierordnung von der Säuglingsstation über Hospitalflure bis zu unseren Friedhöfen vergleichbar lebenslang beibehalten, ja bei den sogenannten Ehrenfeldern für unsere Gefallenen wie auch der »Prora« auf Rügen sogar das In-Reih-und-Glied militärischer Disziplin simuliert wird, sei nur am Rande erwähnt.)

Individuationen

Negligiert wird diese vermessene straffe Grundordnung lediglich durch schlussendlich minimalisierte Individuationen. Denn Häuser wie Wohnungen separieren sich bisweilen kaum strukturell, dafür aber vor allem visuell auffällig aus dem kanonisiert übergeordneten, vorgegeben geplanten Gesamt. Frank Gehrys Bauten im Düsseldorfer Medienhafen, ein Hotspot außergewöhnlicher »Fassaderei«, erschließen sich beispielsweise von innen völlig konventionell.

Ein erstes Fazit

- Gleichsam normativ zu sein scheint, dass zu Bewohnendes jeweilig ein Ab- und Aus-gegrenztes und in der Summe eine Kommunität bildet. Das gilt von den Strukturen der Slams und Favelas bis hin oder runter – je nach Standpunktbestimmung – zu den nur noch per Chip-ID offenen Quartieren Vermögender. Immer gleich ist, dass eine Straßen- oder Hausgemeinschaft, ein Dorf oder auch eine Siedlung das Resultat bilden.
- Allen zu eigen ist, dass sie sich visuell und physisch durch ab- und ausgrenzende Bar-rieren definieren. In unserem Kulturreis nennen wir diese Barrieren nach innen hin Wände, nach außen sind sie nicht selten auch nur Mauern. Erst der letzte Putz macht aus dem Gemauerten oft eine Wand. Eine Wand mithin, auf die man schaut, an der für unsere Betrachtung präsent Bilder hängen oder auch eine, die einem im Rücken Schutz bietet eine folglich der vier, in denen wir uns gewandet wohnend wohlfühlen, was uns als Eingemauerte nie widerführe.

Mauer und Wand

Eine Mauer hat immer etwas Störendes, will Trennendes nicht nur faktisch, sondern auch visuell manifestieren. Darum auch sind Mauern wie die ehemalige Berliner Mauer oder die Chinesische, wie Gefängnismauern, Friedhofsmauern, Klostermauern, Stadtmauern und Grundstücksmauern homogen hermetisch und nur selten – wie die über irische Felder beispielsweise, um die Bodenerosion durch den Seewind zu verhindern, oder bisweilen sogar die, die entlang von Florentiner Villen aus dem 15. oder 16. Jahrhundert sich schlängeln – in Maß und Struktur »human size« oder doch zumindest ansehnlich.

Auf jeden Fall wollen sie überstiegen werden. Zumindest aber doch mit einem Periskop übersehen. Und, um ihrer Funktion gerecht zu werden, bedürfen sie mindestens einer Pforte oder Porta, eines Tores, einer Tür oder auch nur eines Bogens, die ihre Hermetik aufbrechen. Denn sie grenzen zwar ein, sollen aber nur in ganz seltenen Fällen unbetretbar ausgrenzen, was sich auf der anderen Seite befindet.

... TEMPEL ...

Doch, ein Ausgrenzen kann auch notwendig oder gar sinnvoll sein. Als Schutz, als ausgeschnittener Schutzraum. Jeder Tempel schneidet sich und seinen Bezirk aus dem gewöhnlichen Umfeld aus, um für Außergewöhnliches Ort zu sein, beispielsweise für ConTEM-PLATION! (Danke an den Philosophen Luca Viglialoro für diesen Hinweis.) Demokratien umgeben ihre steingewordenen Versammlungsorte, ihre gebauten Volksvertretungen, mit Bannmeilen. Und ein Weinberg kann auch hoch ummauert sein, um die Reben vor abfallenden Winden zu schützen und so Feuchtigkeit und Wärme zu speichern. Wir denken an den hORTus conclusus. Herman de Vries hat mit seinen »Sanctuaria« betitelten Kunstwerken solche Orte geschaffen, Inseln im urbanen Raum, an denen gärtnerfrei die Natur sich selbst überantwortet ist.

Ausnehmen

Ausgrenzung kann also gleichwohl »auch« als Ausnahme – aus dem Gewohnten sich ausnehmend – künstlerische Behauptung sein. Primär selbststredend für sich, auch aber für oder gegen Anderes. Für Natur als sich selbst überlassene Natur in der Stadt beispielsweise und auch für die Idee von Stadt als Auch-Ort der freien Kunst und so gegen die Funktionalisierung von öffentlichem Raum.

Ein leider abgelehnter Vorschlag Imi Knoebels für ein Kunstwerk in Dresden zielte genau in diese Richtung. Für das pittoresk und »selfiphil« seine Kriegszerstörung rekonstruiert übertünchende Dresden hatte er ein Kunstwerk vorgeschlagen, das künstlerische Präsenz als Ausnahme, sich selbst überlassene Natur und Deoccupation von Stadtraum als Verkehrsfläche gleichermaßen huldigen wollte. Dass sich Gläubige durch den ausgegrenzten Raum einer Kirche und Politiker durch die Errichtung eines Parlamentes Stadtraum zugestehen, ist selbstverständlich. Gleches gilt auch für Kunst in Museen.

Doch Imi Knoebels »Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen« wollte man schlussendlich nicht. Das Kunstwerk wollte sich offensichtlich zu ausnehmend behaupten. (Aber auch: Was nimmt der Künstler sich heraus? Ein Kunstwerk, das nicht mit dem von Administration und Architekten vorgegebenen Standort auskommt?)

Anstatt den durch die ihn umgebende Architektur freigespererten Freiraum zwischen dem sächsischem Landtag und der Semperoper zu dekorieren wie ein Lagerfeuer den Lagerplatz, wollte Imi Knoebel selbstbewusst das Sein seines Werkes betonen: Ein »rechteckiges, 15,60 m breites, 25,20 m langes Feld« sollte von einer sechs Meter hohen Mauerwand ausgegrenzt und das Innere auf zwei Meter Höhe mit »Erde angefüllt und mit Jungbäumen bepflanzt werden«. Nicht zu betreten sollte das Ganze sein und nicht einsehbar. Verwaist, einflusslos, autark sich und den fliegenden Einflüssen von samentranslozierenden Vögeln und den Winden selbst überantwortet. Nur den Surveillanceobjektiven von Drohnen wäre das Innere nicht verborgen geblieben. Und das eben vor dem sächsischen Landtag, nahe der Elbe.

Le Murate

Ähnlich umschlossen waren auch die Eingemauerten in Florenz. Sie geben ihrer Einsamkeitssehnsucht aus tiefster Religiosität Ausdruck, indem sie sich – sozial selbstkasteiend – einmauerten. Sie lebten zwar nicht »fuori le mura«, jenseits der Mauern – ein Begriff, der primär den Ort der Friedhöfe für die Nichtchristen in Italien bezeichnet, mithin für sozial Ausgesonderte –, sondern innerhalb der Stadtmauern, dort aber eben noch einmal matjoschhaft eingemauert. Nur wenn einer der Eingemauerten starb, wurde die Mauer aufgebrochen, um einem Nachfolger Einlass zu gewähren. Dann wurde die Mauer wieder geschlossen.

Mauerbruch

Bei Friedhöfen und anderen Klöstern, selbst bei Gefängnissen und der Berliner Mauer (Checkpoint Charly) und erst recht bei Häusern und Wohnungen ist folgerichtig das »Brechen der Mauer« ritualisiert mit einzudenken. Ja gleichsam zu institutionalisieren. Die Öffnung wird zur zelebrierten Attraktion!

»Mr. Gorbachev, tear down this wall!« rief der damalige US-Präsident Ronald Reagan am 12. Juni 1987 dem Herrscher der Sowjetunion über die Berliner Mauer zu. Die offizielle Reaktion der DDR-Regierenden zweieinhalb Jahre später war das Öffnen der »Übergänge« – die Reaktion der DDR-Bürger das Übersteigen und Brechen der Mauer.

Portale

Pforte, Porta, Bogen, Tor oder Tür sind Bezeichnungen für die Institutionen, die das Einreißen von Mauern verunnötigen. Ihr Überwinden muss wird durch diese Sollüberwindbarstellen schlechterdings nicht notwendig. Pförtner, Torwächter, Caretaker, Door Man oder Concierge heißen die an sie gebundenen Jobs, solche, die den physischen Akt des Einreißenmüssens von Mauern oder das Eintreten von Türen administrativ delegiert substituieren.

Denn – s.o. – ohne eine Tür gäbe es kein erfahrbares Dahinter. Der Künstler Christian Sery hat einmal einen solchen Raum ohne Öffnung als »Ingenieur Schaub Raum« bezeichnet. Ein Planungsfehler im sozialen Wohnungsbau hatte ein Zuviel an Fläche erwirkt. Das Zuviel musste weggemauert werden. Sery setzte ihm, dem Fehlplaner, dem Ingenieur Schaub, mit seiner Bezeichnung ein Denkmal.

Städte, Häuser oder Wohnungen und Zimmer definieren sich folgerichtig durch ihre Be- und Austretbarkeit. Denn sie sind – eigentlich, wenn auch oft minderwertig geachtet – Organisationsformen eines sozialen Miteinanders. Dazu bedürfen sie zumindest einer dieser erwähnten Öffnungen, die zugleich auch Abschließungen sind. Dies gilt gleichermaßen für Klöster wie für ummauerte Städte, Länder, Staaten, Gefängnisse, Gebiete, auch aber innerhalb unserer Wohnungen mit ihren Zimmer-, Keller-, Etagen- und Abstellkammertüren ...

Janus

Dabei ist jede Tür eine Apotheose des zweigesichtigen römischen Gottes, der α und Ω huldigt, der Anfang und Ende und mithin auch Eingang und Ausgang heiligt – des Janus. So, wie seit 153 v. Chr. sowohl im gregorianischen wie im julianischen Kalender das Jahr beginnt mit dem dem Gott Janus gewidmeten Monat Januar, so steht jeder Schritt in einer Stadt, in ein Haus, in eine Wohnung oder auch in ein Zimmer oder in eine Kammer unter seinem Segen. Und auch nur unter seinem Haussegen hindurch ist ein Verlassen des betretenen Ortes wieder möglich. Und sei es mit »den Füßen zuerst«, wie es zwar respektlos aber weise heißt und wie es die Gesandten von Holbein auch eindrücklich zeigen. Denn dieses Bild in der National Gallery in London als Sopraporte – als Über-der-Tür, unter dem hindurch man hineinzugehen hat in den Salon der Ambassadeure – zeigt zum einen die Gesandten in Ansicht, zugleich aber jedem, der unter ihnen hindurch in ihren Raum schreitet, das sich Schritt für Schritt klärende Memento mori, den sich erst perspektivisch und sukzessiv bildenden Totenschädel.

Jede Tür hat also zwei Gesichter: schließen und öffnen, hier und dort, privat und öffentlich, mein und dein ... Und jede hängt am in der gleichen Mauer angezargten gleichen Scharnier so, wie der Januskopf auf dem gleichen Hals sitzt – ist also abhängig vom Gesamtorganismus, ohne den der Kopf nicht durchblutet würde und eine Tür nicht ihren Halt hätte.

Und das Scharnier gibt eine Hierarchie vor. Eine Pforte oder Tür geht entweder nach innen oder nach außen auf. Sie fällt in ein Schloss, und das innerhalb eines Rahmens, der ein Öffnen der Tür in die andere Richtung verhindert. Der Rahmen ist mithin ein Hindernis, und das Schloss dient dem Arretieren. Schon »Hindernis«, »Schloss« und »Arretieren« bedeuten, dass eine Tür vor allem eines zu sein scheint: weniger Öffnung denn Ausgangsverhinderung, Eingeschlossenheitssicherung und Arrest. (Jeder Notausgangsuchende wird dem widersprechen – doch: No glory for prevention!)

Saloon

Saloonschwingtüren hingegen, wie wir sie aus Western und aus guten Kneipen kennen, symbolisieren weit eher das janushafte Sowohl-als-auch von Tür. Und dies sowohl augenfällig wie funktional. Denn sie öffnen und schließen gleichberechtigt. Sie kennen keinen Anschlag, und ihre Scharniere sind nicht unseren Kniegelenken ähnlich »nur« beugbar,

sondern denen unserer Hände vergleichbar zu beugen und zu dehnen. Sie trennen zwar ein Davor und Dahinter, doch sie schwingen beidseitig aus – also gleichsam unhierarisch. Sie markieren lediglich die Grenze zwischen einem Hier und Dort, schließen diese aber nicht gegeneinander ab.

Der Trennung zwischen innen und außen hingegen reden unsere inzwischen un hinterfragt konventionell eingebauten, nur in eine Richtung zu öffnenden Türen das Wort: privat – nichtprivat, Firma – nichtfirma, arkan – nichtarkan, mein – dein ... Ein Hindurchgehen wird durch sie viel eher zu einem Akt des Eintretens in ein Ausgegrenztes denn zu einem Betreten eines Gleichgearteten.

Der Galant

Doch selbst da gibt es profunde Unterschiede. Man kann eine Tür nach innen öffnen oder nach außen. Ist sie nach außen zu öffnen, gibt sie dem Galant die Chance, sie aufzuhalten. Geht sie hingegen nach innen auf, so muss der um Galanterie Bemühte vorgehen, was seinem Wesen zutiefst widerstrebt. Und wurde dann auch noch vergessen, ihm Rückenraum hinter der Türangel zuzubilligen, so ergibt sich sogar ein Geknubbel von vorausgegangenem Türaufhalter und den durch die aufgeholtene Tür Schreitenden dort, wo Eintritt hätte zelebriert werden können.

Ein automatisiertes Sich-Öffnen einer Tür via Bewegungsmelder verhindert dieses Freundlichkeitsritual gänzlich. Es ermöglicht hingegen ein ungestört geschäftiges Weiterlaufen und -reden und -schwadronieren mit oder ohne Trolley. Die Tür wird so zur aktiverlustig gegangenen Membran infolge der Drehtür, der »revolving door«, die zwar den kreuzworträtselgeforderten Ern verunnötigt, aber auch jedes Gespräch für eine halbkreisige Drehung unterbricht.

Wohnungstür

Eine Haus- und Wohnungstür muss eindeutig zu öffnen sein – nach innen! Denn mit vollbepackten Händen und Armen ist es zwar gerade noch möglich, den Schlüssel ins Schloss zu stecken, ihn zu drehen und die Tür mit dem Fuß aufzustoßen. Dem Storyboard eines Slapsticks entnommen entstammt hingegen die gleiche Szene, würde die Tür dann nach außen zu öffnen sein.

In dem Wort Tür schwingt Tor und Door mit und in dem Wort Tor die Worte Port (Hafen), Portier und Door genauso wie Porta Westfalica, Porta Nigra, Airport, Portugal, aber auch Transport, Abtransport wie auch Deportation ...

Man hält sich mithin gewohnterweise in etwas auf, das wir Wohnung nennen, das privatistisch ausgegrenzt ist – my home is my castle –, um am Öffentlichen teilnehmen zu können.

Janus II

Wieder tritt der Janus auf, der Auf- und Abschließende. Doch nunmehr ist es der Ausgrenzend um jenseits der Grenzen auch präsent sein zu können.

Daran haben wir uns gewöhnt! Die Organisation des Wohnens hat sich im Laufe der Zeitleufe konventionalisiert. Von der Siedlung um die Feuerstelle (Platz) bis zur mal ideo-logisch favorisierten autogerechten über die dann propagiert autofreie Stadt bis hin zur Smart City. Weltweit sind die Strukturen – die Arten und Weisen – von Wohnen assimiliert. Selbst die Jurten der mongolischen Nomaden in der Wüste Gobi oder die Iglus der Inuit funktionieren nach diesem Prinzip. Und auch die Agglomerationen der Nichtnomaden, die von einzelnen »Häusern«, den Dörfern, Gehöften und Siedlungen, sind seit Menschenge-denken Vorbilder unserer heutigen Städte.

Catal Höyük – Pompeji – Gibellina

Dem war nicht immer so. Die Ausgrabungen der frühneolithischen, also jungsteinzeitlichen (6. Jahrtausend v. Chr.) Siedlung von Catal Höyük in der heutigen Türkei brachte beispielsweise eine völlig andere Wohnweise zutage. So schreibt Hermann Parzinger in seiner Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift mit dem Titel »Die Kinder des Prometheus«: „Die Siedlung bestand aus eng aneinander gesetzten rechteckigen Häusern, die einst aus Lehmziegeln oder Stampflehm errichtet und mit einem Flachdach abgedeckt worden waren. Unterschiedliche Raumhöhen und Bodenniveaus gewährleisteten Belüftung, boten den einzelnen Gebäuden ausreichend Licht und erzeugten insgesamt eine treppenartige Verschachtelung. Straßen, Gassen oder Durchgänge zwischen den einzelnen Häusern fehlten hingegen. Der Zugang zu den Bauten kann deshalb nur über die Flachdächer erfolgt sein.“ Die Bewohner entschwanden folglich vertikal in ihr Privates und nicht horizontal, wie wir es in unserer Kultur gewohnt sind.

Näher an dem im Jahre 79 durch den Ausbruch des Vesuvs verschütteten Pompeji als an Catal Höyük liegt Alberto Burris 1984 begonnenes »Cretto di Gibellina« in Sizilien, die Überbetonierung der 1968 durch ein Erdbeben zerstörten Stadt Gibellina.

Strukturell oder historisch nichts haben Pompeji oder Gibellina mit Catal Höyük gemein. Doch phänomenal dann doch. Denn während die frühneolithische Siedlung vertikal gedacht und angelegt wurde, wurde Pompeji und wird zukünftig das Denk-Mal Gibellina »nur« vertikal wiedererschlossen. Schon heute bricht der Beton Gibellinas auf, sodass unter ihm die Ruinen des Erdbebenzerstörten schon wieder so ahnbar werden, wie den ausgrabenden Archäologen »ihr« Pompeji. Ein Pompeji des 20. Jahrhundert wird so vorstellbar, wenn es dereinst wieder-ent-deckt – seiner Verdeckungen entledigt – wird. Archäologen arbeiten folglich gleichsam so, wie man in Catal Höyük wohnte. (Dass Christoph Quarch in seiner ebenfalls hier publizierten »kleinen Philosophie des Wohnens« im Zusammenhang mit Heideggers Aufsatz zum Wohnen darauf verweist, dass das Verb »buri« auch wohnen bedeutet, erscheint angesichts der Tatsache, dass Alberto Burri für das Konserervieren der Wohnzeugnisse von Gibellina durch künstlerisches Überdecken verantwortlich zeichnet, nahezu sublim.)

Piano nobile

Für gewöhnlich aber gilt in unserem Kulturreis: Straßenniveau gleich Erdgeschoss – mehr oder weniger. Erdgeschoss gleich Arbeit, Piano nobile oder Étage noble gleich Repräsentation, Dachgeschoss gleich Bedienstete.

Diese Übernahme von hierarchieerzählenden Palast- und Schlossstrukturen gilt aber nur noch irgendwie. Sie wurde im Laufe der Zeit radikal entkräftet. Und dies auch – nein: vor allem! – durch Umnutzungen von Gebäuden.

Durch die Eroberung von Nichtwohngebäuden als Wohnquartiere wird dies nachhaltig bewirkt: von Kirchen und Scheunen, von Palästen, Schlössern, ja ganzen Schlossanlagen ... Und in den Altindustrieregionen des späten 18. bis frühen 20. Jahrhunderts von Fabrikgebäuden, Industriebauten und Gründerzeitvillen ... Und demnächst vielleicht von Bürokomplexen und Flughäfen, die dem Homeoffice und unseren veränderten Kommunikations- und Reisegewohnheiten zum »Opfer« fallen.

Produktionsarchitektur

Eine der Produktion gewidmete Architektur unterlag früher nicht dem seit Peter Behrens »AEG-Turbinenhalle« und vor allem heute üblichen Alles-ist-drinnen-möglich, gehorchte konzeptionell aber dennoch auch anderen Bedingungen als denen der Repräsentation und der Außenvermittlung innerer Hierarchien. Bedingungen für die Produktionsabläufe waren vielmehr bestimmend: Säle für Maschinen und Hallen für die Massen an Arbeiter*innen, Räume für das Vorrathalten von Materialien und das Deponieren von Gefertigtem, Wege zwischen den einzelnen Gewerken, für An- wie Abtransport – trans-port-ieren, von Tür zu Tür bringen!

Ein Portal mithin war auch hier vonnöten. Und durchaus auch repräsentativ sollte dies sein. Denn der neuereiche Unternehmerstolz ist keine Erfindung unserer Zeit. Vor allem aber musste das Firmenentrepreneur funktional groß genug für Fuhrwerke oder bisweilen auch für Eisenbahnwaggons sein. Und da die Straßen nicht unendlich groß und die Fuhrwerke nicht unendlich stark waren, brauchten halt die Portale auch nicht über groß zu sein. Denn die Repräsentation der industriell gefertigten Produkte fand eher auf den Ladentischen und privat in den Industriellen-Gründerzeitvillen statt und nur auch in und an den Fabrikationsbetrieben. Die Höhe der Decken richtete sich mithin nach der Höhe der Maschinen und Transmissionen, die Breite der Flure nach den Wagen für die Zudienung ...

wohnlich wohnfremd wohnnah

Die Bedingungen für ein heutiges Wohnen in alten Industrieanlagen sind also streng genommen wohnfremd. Und vielleicht gerade deshalb besonders wohnlich wohnnah unter dem Horizont, dass unser von Baubehörden administrationserotisch dominierter Plan-Wohnbegriff schlechterdings entfremdet und hoffentlich dereinst auch endgültig obsolet ist. Denn geplant und gebaut und beworben wird mit einem Bild intakter Familien im Fokus, dessen zur Schau gestellte gehobene Mittelstandsästhetik auf der anderen Seite ein Familienleben ökonomisch nahezu verunmöglich. Eine andere Klientel als Bewohner wird eingeklemmt in die Neubaeverordnungen gewordenen Konventionen eines durchökonomisierten Entwurfsapparates. Sie müssen sich »nach der Verordnungsdecke strecken«.

Wie anders in wohnfremd errichteten Bauten. Improvisieren ist hier angesagt. Aneignung, Neudenken – sich in ein Jenseits des durchgedrückten Resetbuttons einfühlen. Flure werden zu Zimmern, Hallen zu Salons, Zurichten zu Küchen und Oberlichtsäle zu Bad-

landschaften. In Höhen können Zimmer gestapelt werden wie in Wohnungen aus dem 19. Jahrhundert in Palermo. Böden halten tonnenschwere Skulpturen, Träger monumentale Mobiles. Weiten können mit Rollschuhen überbrückt werden, und neben dem Refektoriumstisch steht – lediglich durch einen Paravent getrennt – die Badewanne. »Diva« tritt auf, ob eine oder auch nur die Erinnerung an den Film.

Reset

Neu denken, Resetknopf drücken, restaurieren und renovieren anstatt neu zu bauen. Die Herausforderung steht. Sie ist nun wahrlich nicht mehr neu und wird gerade abgelöst von Aneignungsstrategien und Lösungsansätzen für die »Platte« und zur Architektur der 1960er und 1970er Jahre, also der Architektur, die beispielsweise im Frankfurter Westend gegen den Protest der zukünftigen Gründerzeithausbesetzern der Erbengenerationen realisiert wurde.

Umbauen, um zu sein ist mithin angesagt – nicht bauen, um zu hausen! Und das ist eigentlich auch administrativ einfacher. Denn Ersteres muss sich nur angeeignet und kann idealerweise sogar flexibel »zugeschnitten« werden. Letzteres hingegen wirft immer eventer die nur komplex zu beantwortende Frage auf, was denn Wohnen eigentlich sei: drei Zimmer, Küche, Diele, Bad und Loggia oder Wohnraum für drei Generationen, für Alte und Studierende unter einem Dach? Wohnraum für prekär entlohnte Geistesarbeiter mit frei einzuteilender Arbeitszeit neben gestressten Managernachbarn, deren Kinder häufig zur Fastfood-Bude ausweichen müssen, weil die Termine der Eltern immer enger getaktet sind? Wohnungen für Homeoffiziere in Wechselschicht mit nicht koordinierbar überlappenden Telkozeiten in Dissonanz zu den Kitazeiten, dafür aber als Nachbarn einen 20-Stunden-Rentier mit Freizeitüberschuss, der ansprechbar ist, sich um die Kinder zu kümmern? Eine Etage für vier Alleinerziehende mit zehn Kindern und Altenteil für die alleinstehenden Mütter oder Väter? (Niklas Maak hat sich hierzu in FAZ und Steingarts Podcast kompetent geäußert.)

Sein – Bauen – Arbeiten

Martin Heidegger – siehe auch Christoph Quarchs Text – betont, wie immer aus der Sprache kommend, die ehedem gewesene Einheit von Sein und Bauen und Arbeit. Dort, wo der Mensch arbeitete, dort wohnte er folglich und war.

Dieses Wissen, das Heidegger in der Wiederaufbauzzeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem Duktus von Zeitlosigkeit und Überzeitlichkeit im »Darmstädter Gespräch« propagierte, ist vorhanden. Allein, es fehlt die Fundamentierung des Sowohl-als-auch, die jede Saloon-tür zu erfahren gibt: die, dass es kein Sein ohne Arbeit und Wohnung geben kann!

Den Obdachloseninitiativen wird so gerade noch die Sorge für das nichtsterbende, kaum mehr für das überlebende und nie für ein gewöhnliches Sein der ihnen Anvertrauten zugestanden. Dieses »bloße« Sein ist – ohne Wenn und Aber – eines unter menschenunwürdigen Bedingungen. Denn ein Wohnen wird den von ihnen Umsorgten kaum je ermöglicht, weil sie keine Arbeit haben. Und Arbeit bekommen sie nicht, weil sie keinen Wohnsitz haben. Und ein Wohnsitz kann ihnen nicht vermittelt werden, weil sie kein regelmäßiges Einkommen haben. Und an ein regelmäßiges Einkommen können sie nicht kommen, weil ihre Art zu sein ungewöhnlich, eben obdach- oder wohnungslos ist.

Saloontür

Unglaubliche Perspektiven öffneten sich, verständen wir jedwede verschlossene Tür als zwar Eigentum und Privatheit grenzende, nicht aber Kommunikation ausgrenzende Schwingtür. Wieso braucht Wohnungsbau Verkehrsflächen, anonyme Flure, wieso begreifen wir Straßen kaum mehr als Stadtraum, in dem Menschen SEIN können, Kunst ihnen als Behauptung begegnet und in dem simpel so gelebt wird, wie in Helsinkis neuer Bibliothek gelesen? Wieso weist nicht unser Wie-des-Wohnenwollens zu den Wohnungen, in denen wir wohnen wollen?

Das Umnutzen wohnfremder Architekturen rüttelt an den sich selbst generierenden Verordnungen. Das Sicheinrichten in vorgegebene Bedingungen gewinnt an Bedeutung. Das Assimilierenwollen an architektonischen Vorgaben scheint dem Realisieren des eh nie erreichbaren Ideals nicht nur den Rang abzulaufen, sondern es als Nonsense zu decouvriren. Pompeji entdecken versus Wohnmaschinen entfremdet planen lassen! Hier scheint ein Lösungsansatz auf.

226

Weg vom linearen, simpel-zielorientierten magistralen Denken hin zum komplexen des gewachsenen umbauten Platzes – in Fläche und Raum. Mallarmes »Würfelspiel« als Struktur-Modell begreifen und den kontinuierlich immer weiter steigenden Graphen der linearen Optimierung als Normvorgabe in den Spämschicken!

Denn wir wollen wohnen und nicht nur hausen. Und wir sind nicht zu vermessen. Wir wollen auch nicht vermessen werden. Auch wenn der vermessende Le Corbusier dereinst sich dies zu vermessen anmaßt: 226 Zentimeter sei der Normmensch mit ausgestrecktem Arm und mithin Maß für die Architektur – auf 183 Zentimeter sitzt der Scheitel, 13 Zentimeter höher als ein Meter der Bauchnabel. 43 Zentimeter hebt der Stuhl uns über den Boden, und auf 140 Zentimeter liegt der Arm gut auf, um aus dem Fenster zu schauen.

Irrtümer haben immer einen Anfang. Sie zu beenden verweigern sie sich jedoch nicht. Es muss lediglich begonnen werden – denn die Tür öffnet und schließt sich und schließt und öffnet sich wieder und wieder. Man sollte wirklich nicht warten, bis man mit den Füßen zuerst aus der Wohnung des Irrtums herausgetragen wird.

HISTORIE

VISIONEN SIND DAS ARCHIV DER ZUKUNFT.

THOM RENZIE



KAISER & DICKE ALS DENKMAL.

A U S I N N O V A T I O N W I R D G E S C H I C H T E , D I E Z U K U N F T S C H R E I B T .



AUS INNOVATION WIRD GESCHICHTE, DIE ZUKUNFT SCHAFFT.

Die Architektur ist typisch für Zweckbauten der Zeit:

Ein dreigeschossiger Komplex mit großen Rundbogenfenstern, die genug Licht in das Gebäude lassen, dafür sorgt zudem das typische schräge Glasdach im hinteren Bereich, das Sheddach. Neben dem Kunstlicht war damals Tageslicht extrem wichtig für die Arbeiter, um auch die Farben der Stoffe richtig wahrzunehmen. Ein zweckmäßiger, aber auch repräsentativer Bau im Gründerzeitstil (1870-1900) in dem ursprünglichen Gründerzeitareal. Als Bautypus eines Fabrikgebäudes ist das Objekt ein Zeugnis für die Arbeits- und Produktionsverhältnisse. Die Eintragung als Baudenkmal wird vom Wuppertaler Denkmalamt geprüft.

Das Fabrikgebäude an der Gewerbeschulstraße 74-78 ist den Barmern seit 1890 wohlbekannt. Genau wie die Gebäuderückseite an der Ferdinand-Thun-Straße 29. Die lange, elegante Front des Komplexes lässt erkennen, dass man sich hier mit edlen und stilvollen Materialien beschäftigt hat. Auf 3000 Quadratmetern Fläche liefen hier zur Zeit der Industrialisierung Maschinen auf Hochtouren, und Menschen verrichteten ihre Arbeit. Ein historischer Ort, der nun neu entdeckt wurde und komplett neu genutzt werden soll.



WE KOLLEGEN, DIE
MORGEN
ETWA SPÄTER KOMMEN,
WERDEN GEBETEN,
GANT RECHTS
ZU GEHEN,
DAHIT SIE MIT DEN KOLLEGEN
DIE
ZAHNGE
ETWA FRÜHER GEHEN,
NICHT ZUSAMMENTRÄNNEN.

JEDEM ENDE WOHNT EIN ANFANG INNE

Bis 2018 liefen hier noch die Maschinen der Bandweberei

»D. Lohsträter GmbH«, die letzten Aufträge sind nun abgearbeitet. Jetzt herrscht Stille, die Maschinen wurden abgebaut, die Fabrik ist leergeräumt. Der Standort und die Produktionsflächen haben eine bewegte Geschichte und lange Tradition.

Das Gebäude entstand in drei Bauphasen. Die erste begann um 1890, die zweite um 1900 und die dritte im Jahr 1954. Während dieser Zeit wuchs die Fabrik, neue Gebäude mit Verbindungsbauten entstanden, Hallen und Lagerflächen kamen hinzu, Verwaltungs- und Personalräume wurden ausgebaut, Wohnungen entstanden unter dem Dach und eine Gasse wurde überbaut.

Anfangen hat alles mit dem Textilwerk Kaiser & Dicke, später kurz »kadi« genannt. Am 02.07.1869 findet die Firmengründung durch Peter Kaiser und Friedrich Wilhelm Dicke an der Saarbrücker Straße in Barmen statt. Man produziert Flechttartikel aller Art, wie Schnürriemen, Tressen, Zacken, Besen- und Gummilitzen aller Art sowie Soutache-Bordüren. Bereits 1870 scheidet Teilhaber Peter Kaiser aus, und Friedrich Wilhelm Dicke führt mit Unterstützung seiner beiden Söhne Hans und Waldemar sowie Robert Kaiser den Betrieb fort. Das Unternehmen expandiert und zieht an die Gewerbeschulstraße. Diese war erst im Jahr 1863 gebaut worden, erwähnt ist sie zum ersten Mal im Adressbuch Barmen des Jahres 1871/72. Das Unternehmen wird hier geführt als »Fabrik in Litzen, Kordeln und Agreements«, 1875 dann als »Fabrik in Litzen, Nouveautés«, nun an der Kampstraße. 1887 erfolgt der Adressbucheintrag unter »Kaiser & Dicke, Inhaber Friedrich Wilhelm Dicke, Fabrik in Spitzen- und Litzen-Nouveautés« wieder an der Gewerbeschulstraße. Die Firma Peter Carl Dicke, Inhaber sind mittlerweile Johann Wilhelm Dicke und Gustav Adolf Dicke, wird hier als »Fabrik in Nouveautés für Waschbesatz, Häkelgalons etc.« an der Kleinen Flurstraße geführt. Ihr gehört später das Grundstück von Kaiser & Dicke. 1899 erfolgt ein letztes Mal der Eintrag mit Friedrich Wilhelm Dicke als Inhaber.

Zur Zeit der Industrialisierung entsteht in und um Wuppertal die Hochburg der Textilindustrie. In Elberfeld und Barmen hat sich in den 1880er-Jahren ein sehr starkes Konfektionsgewerbe entwickelt. Um 1900 ist es der zweitgrößte Gewerbezweig der Stadt mit mehr als 5000 Beschäftigten.

Die Firma ist erfolgreich und erhält im Jahr 1900 die begehrte Goldmedaille auf der Weltausstellung in Paris für die hervorragende Qualität der Erzeugnisse. Dadurch wird der Begriff »Barmer Artikel« weltweit geprägt, in den Zolltarifen wird »Barmen made« für den Export immer häufiger genannt. Im Jahr 1912 erscheint im Adressbuch »Kaiser & Dicke, Inhaber Witwe Friedrich Wilhelm Dicke, Hans Dicke und Waldemar Dicke, Fabrik in Spitzen- und Litzen-Nouveautés« an der Gewerbeschulstraße, Eingang Heidter Straße. 1919 gibt das Adressbuch für Kaiser & Dicke an: »Inhaber Witwe Friedrich Wilhelm Dicke, Hans Dicke und Waldemar Dicke, Fabrik in Damenbesatzartikeln, Litzen und Borten für Hüte, Posamenten, Spitzen« an der Heidter Straße. Zudem »Eduard Molineus Söhne, Inhaber Eduard Molineus, Ernst Molineus und Emil Molineus, Fabrikation von Spitzen, Bändern und Litzen«.

Ansichtskarte mit Blick auf die Gewerbeschulstraße, 1905





162



163



HISTORIE

AUS INNOVATION WIRD GESCHICHTE, DIE ZUKUNFT SCHAFFT.

EIN GANZES VIERTEL VOLLER ENERGIE UND INDUSTRIE

Die Umgebung des Fabrikensembles Kaiser & Dicke ist durch weitere gewerbliche Anlagen zwischen Gewerbeschulstraße und Ferdinand-Thun-Straße einerseits und durch Wohnbebauung zwischen Wupperaue und Gewerbeschulstraße andererseits geprägt; weiter hangaufwärts schließen die Barmer Anlagen an. Die im Quartier bis heute erhaltene Verzahnung von Wohnen und Arbeiten war ursprünglich noch deutlich stärker: Barmer Textilbetriebe wie Kaiser & Dicke, Peter C. Dicke, Walter Stock, Klingenburg & Halbach, C.F. Ebbefeld, Arthur Schaper sowie Molineus & Münz sind in diesem Areal tätig. Zugleich sind dort auch Wohnhäuser vorhanden – nicht nur an der Nordseite der Gewerbeschulstraße, sondern auch zwischen den an der Südseite der Gewerbeschulstraße angesiedelten Betrieben. So besitzt die an der Turnstraße 14 firmierende Spitzens- und Bandweberei Molineus & Münz laut Adressbuch 1909 an der Gewerbeschulstraße 76 ein Mietshaus für fünf Parteien, an der Gewerbeschulstraße 78 ein weiteres Mietshaus für acht Parteien; die Angaben deuten auf Beschäftigte des Unternehmens hin. Diese im Zweiten Weltkrieg zerstörten Miethäuser werden 1954 durch das Gebäude Gewerbeschulstraße 76 der Textilfabrik Kaiser & Dicke ersetzt.



Gemälde von Arthur Lohsträter

Im Jahr 1924 tritt Arthur Lohsträter als Teilhaber in die Firma ein, später wird er Alleinhaber. Produziert werden vor allem Spitzen, Hutmützen, Hutstoffe und Hutbänder. Das Unternehmen ist einer der Hauptlieferanten der Dresdner und Lindenberger Hutindustrie. Drei Jahre später, 1927, nimmt die Firma zum ersten Mal an der Leipziger Messe teil. Der Verkaufsschlager ist die maschinell gefertigte Klöppeldecke. Ein aufregendes Gesprächsthema in Barmen ist das Großfeuer, das im Januar 1929 in der Spitzenfabrik von Kaiser & Dicke ausbricht und das Dachgeschoss des Mittelgebäudes zerstört; die Barmer Zeitung/BZ berichtet darüber.

Im Jahr 1930 lautet nun der Adressbucheintrag »Kaiser & Dicke, Kommandit-Gesellschaft, Fabrik imitierend Handklöppelspitzen aus Leinen, Baumwolle, Metall & Kunstseide. Damenbesätze, Kunstseidene Tressen, Sout. etc. Hutmützen & Borden aus allen Materialien« an der Gewerbeschulstraße. 1933 hingegen »Kaiser & Dicke, Kommandit-Gesellschaft, Abteilung I: Klöppelspitzen aller Art, Abteilung II: Hutmützen, Borden, Besatz« an der Heidter Straße, ab 1935 Heidter Berg. Ab 1942 wohnen viele Angestellte in den Wohnungen der Fabrik: Prokurist, Zeichner, Schneider, Bandweber, Güterfalter, Kraftfahrer, Schlosser, Packer, Bote, Arbeiter, ebenso andere Mieter wie Bankbeamter, Kellner, Klempner, Stellmeister und städtischer Angestellter.

Während des Zweiten Weltkrieges wird in der Nacht vom 29. auf den 30. Mai 1943 bei dem Luftangriff der britischen Royal Air Force auf Barmen das Werk teilweise zerstört. Doch die Aufnahme der Produktion findet Tage später in gemieteten, teils stillgelegten



Kriegsschäden in der Gewerbeschulstraße, 1943

Betrieben wieder statt. Ein Jahr später, 1944, kauft man ein weniger zerstörtes Fabrikgebäude der Firma Peter Carl Dicke an der Ferdinand-Thun-Straße 29, der Parallelstraße zur Gewerbeschulstraße. Gustav Adolf Dicke gehörte laut Katastereintrag von 1909 das Grundstück. Die Firma Kaiser & Dicke sitzt einen Block weiter östlich. Seit 1935 heißt die Straße Ferdinand-Thun-Straße, seit Dezember 1876 Große Friedrichstraße, davor Friedrichstraße.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs 1945 beginnt der Wiederaufbau. Zunächst konzentriert man sich auf die Herstellung von technischen Bändern für die Kabel- und Reißverschlussindustrie. Ab 1950 firmiert man unter »Kaiser & Dicke, Bänder-Kordel-Litzen-Schuhriemen-Gummilitzen-Spitzen und Spitzendecken: Wuppertal-Barmen, Ferdinand-Thun-Straße 29«, ab 1954 an der Gewerbeschulstraße 74-76. Zur Zeit des Wirtschaftswunders 1954 hat das Unternehmen wieder den Vorkriegs-Produktionsstand erreicht und exportiert in 43 Länder der Erde. Spitzen, Klöppeldecken und weitere typische Erzeugnisse finden guten Absatz. Firmiert wird nun unter »kadi – Kaiser & Dicke – Textilwerk«.

Im Jahr 1957 stirbt Arthur Lohsträter, 1963 übernimmt sein ältester Sohn Günther Lohsträter die alleinige Geschäftsführung. Zusammen mit seinem Bruder führt er eine Modernisierung des Maschinenparks sowie eine Straffung und Spezialisierung des Produktionsprogramms durch. Nun werden auch beschichtete Strumpfbänder für Halterlos-Strümpfe gefertigt, die Stückfärbung des Bandes erfolgt auch im Betrieb. Im März 1963 erhält das Unternehmen eine Urkunde vom Leipziger Messeamt für die 15-jährige Teilnahme an der Leipziger Messe. Sechs Jahre später, am 02.07.1969, feiert das Unternehmen sein 100-jähriges Firmenjubiläum, die eigene Geschichte wird anhand einer Firmenschriftbroschüre aufgearbeitet. Am 01.05.1976 wird die Produktion und Handelstätigkeit von Kaiser & Dicke offiziell eingestellt.

Die Produktion von Gummilitzen, Knopflochlitzen und Elastischen Bändern übernimmt nun Dieter Lohsträter mit der neu gegründeten D. Lohsträter GmbH. Er übernimmt alle Kontrakte von Kaiser & Dicke und führt das Unternehmen erfolgreich weiter.

Im Februar 2018 wird das Unternehmen dann geschlossen und verkauft.



Ehemaliges Firmenschild



166



167



HISTORIE

AUS INNOVATION WIRD GESCHICHTE, DIE ZUKUNFT SCHAFFT.

DER INITIATOR

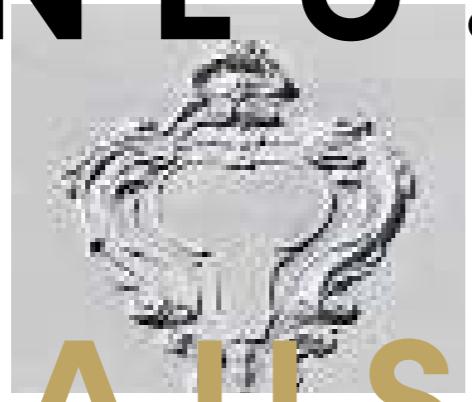
ICH BIN HIER AUF EINER MISSION.

CHRISTIAN BAIERL
VORSTAND RENAISSANCE AG



ERHALTEN, SANIEREN UND RESTAURIEREN

A U S A L T M A C H N E U. A U S P R I N Z I P.



Die renaissance Immobilien & Beteiligungen AG restauriert und vermarktet bevorzugt Objekte aus der Zeit um das 19. Jahrhundert.
Bei der Sanierung greift die Gesellschaft auf die Erfahrung von über 1000 Wohnungen zurück – vielfach denkmalgeschützt.

Der Firmenname **renaissance AG** ist dabei kein Zufall, sondern Reminiszenz an die Überzeugung, dass auch im 21. Jahrhundert die Immobilie eine der besten Vermögensanlagen ist und selbst in volatilen Zeiten in der Regel wertstabil bleibt.

Die **renaissance AG** saniert ihre Objekte nach höchsten Standard und gibt mit der wertigen Fassaden-Restaurierung den Häusern wieder ein ganz eigenes Gesicht. Alle Objekte werden mit Liebe zum Detail und Verständnis für zeitgenössische Architektur behutsam renoviert und restauriert.

Diese Firmenphilosophie schafft gleichermaßen rentable Anlagemöglichkeiten für Investoren als auch zeitlos schönen historisch wertvollen Wohnraum für Mieter.



WOTANSTRASSE 10



FRIEDRICH-EBERT-STRASSE 326





COLLENBUSCHSTRASSE 24



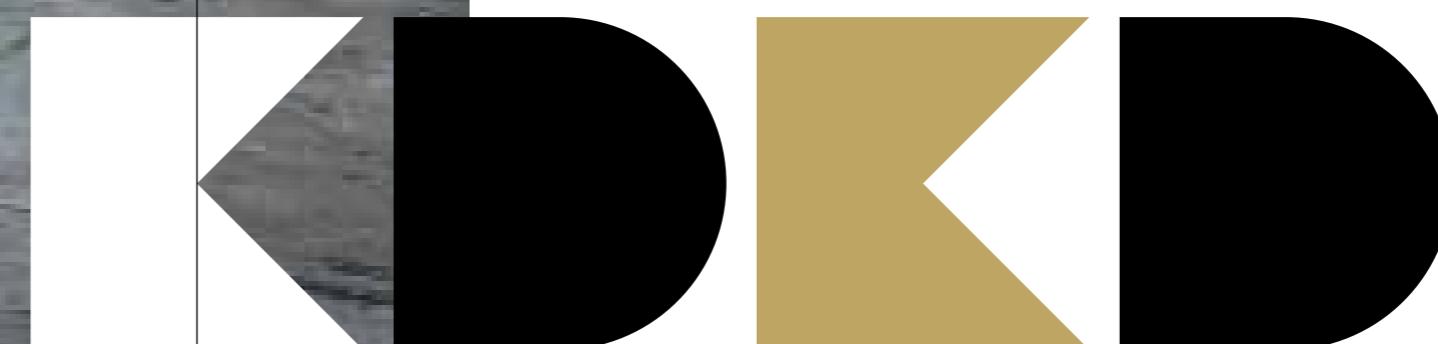


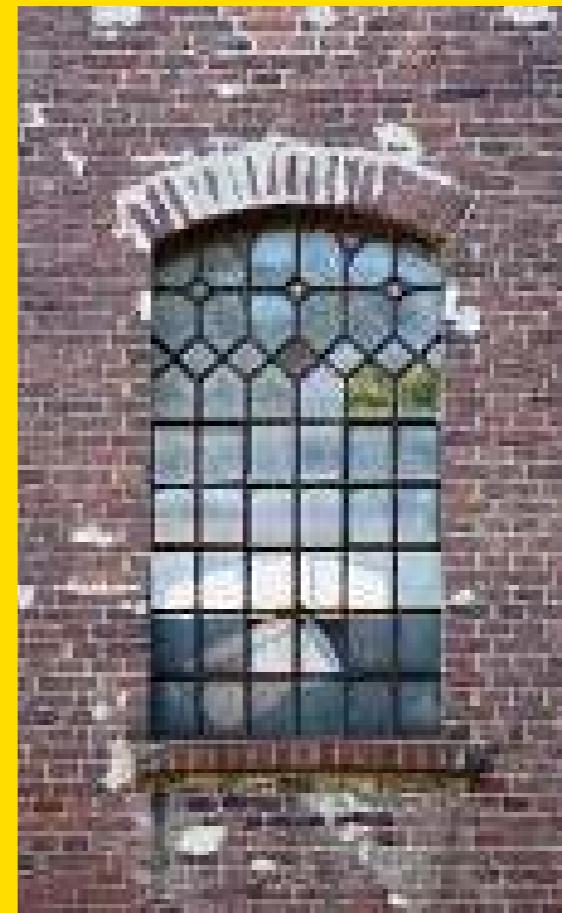
WIE EINE NEUE DEKADE BEGAN.

**ALS WIR DAS ERSTE MAL DIE ALTE
KAISER & DICKE-FABRIK BETRATEN,
WAREN UNS DIE DIMENSIONEN
DIESES SCHLAFENDEN RIESEN
NOCH GAR NICHT BEWUSST.**

Mit jedem neuen Stockwerk, was wir über die alten Treppen erreichten, schossen uns neue Ideen durch den Kopf, was hier alles entstehen könnte. Man erreicht eine der alten Produktionsetagen, legt vorsichtig die uralten Bakelitlichtschalter klackend um, das Arbeitslicht der alten Neonröhren flackert auf und illuminiert einen neuen Raum, der wie eine Bühne für unsere Ideen vor uns aufleuchtet. Stundenlang kann man durch die mehr als 9.000 Quadratmeter stöbern und entdeckt immer wieder neue Zeitzugaben einer vergangenen Epoche. Für uns war sofort klar: hier kann etwas Großes entstehen – und zwar weit mehr als nur Luxuslofts. Hier wird eine kreative Fabrik wiederauferstehen, eine soziale Anlaufstelle für ein ganzes Quartier entstehen, und hier werden Menschen ganz fantastisch wohnen und leben können.

CHRISTIAN BAIERL *Vorstand der renaissance Immobilien und Beteiligungen AG*





ARCHITEKTONISCHE ANEKDOTE
Dieser Fensterrahmen gehört hier eigentlich nicht hin und passt mit seiner ornamentalen Ausgestaltung nicht in die Epoche der Industriearchitektur von Kaiser & Dicke.

Man vermutet, dass hier Kriegsschäden repariert wurden und die Fensterkonstruktion aus den Resten eines völlig anderen Gebäude recycelt wurde. Nicht nur ein schönes Fenster, sondern auch ein schönes Beispiel für die bewegte Geschichte von Kaiser & Dicke.



DR. UTA ATZPODIEN

1968 geboren, freie Dramaturgin, Kuratorin, Autorin. Sie lebt seit 2006 in Wuppertal. Mit »Szenisches Verhandeln« (transcript 2005) hat sie über das zeitgenössische Theater in Brasilien promoviert. Sie hat für verschiedene internationale Tanz- und Theaterfestivals gearbeitet, u.a. für das Internationale Tanzfestival Pina Bausch 2008. Mit künstlerischen Interventionen geht sie dem nach, welche Rolle Kunst und Kultur für einen gesellschaftlich nachhaltigen Wandel spielen können. In verschiedenen Kooperationen sind dabei n.a. Lebe Liebe Deine Stadt. Tanz und Performance bewegen Wuppertal (2015), ein dreijähriges Projekt des soziokulturellen Kommunikationszentrums die börse, Mensch:Utopia (2016), eine performative audiovisuelle Installation zur Jubiläumsfeier vom Wuppertal Institut,) frei es netz werk Kultur), das seit 2017 existierende Netzwerk Wuppertaler Kulturschaffender, deren Gründungs- und Vorstandsmitglied sie ist, Literatur auf der Insel (seit 2018) und in der Schnittmenge von Kunst und Nachhaltigkeitswissenschaft- und praxis die Bergischen Klimagespräche 2018 und 2019 entstanden.

Aktuell geht das Projekt Zukunftslabor Kunst & Stadt den Transformationspotenzialen von Kunst- und Kulturorten in Wuppertal nach.



DR. CHRISTOPH QUARCH

Dr. Christoph Quarch (*1964) ist Philosoph, Autor und Denkbegleiter. Er berät Unternehmen, unterrichtet an verschiedenen Hochschulen und veranstaltet gemeinsam mit ZEIT-Reisen philosophische Reisen. Mit seiner SWR-Radiokolumne »Der Frühstücksquarch« sowie mit seinen Podcasts, Artikeln und Büchern erreicht er ein breites Publikum im gesamten deutschsprachigen Raum. Im Jahr 2019 initiierte und gründete er die neue Platonische Akademie (akademie_3) zur Entwicklung eines geistigen Paradigmas für das digitale Zeitalter. Zahlreichen Unternehmen im In- und Ausland steht er als philosophischer Gesprächspartner und Autor zur Seite, unter anderem dem globalen Unternehmernetzwerk »The Argonauts«, dessen CPO (Chief Philosophy Officer) er ist. In seinen vielen Veröffentlichungen schöpft er aus den Quellen der europäischen Philosophie, um tragfähige Antworten auf die Herausforderungen des Lebens im 21. Jahrhundert zu finden.

www.christophquarch.de



PROF. UWE SCHNEIDEWIND

Uwe Schneidewind studierte von 1986 bis 1991 Betriebswirtschaftslehre an der Universität zu Köln. Nach einer Tätigkeit bei der Unternehmensberatung Roland Berger Strategy Consultants wechselte er an die Universität St. Gallen, an der er am Institut für Wirtschaft und Ökologie promovierte (1995) und sich habilitierte (1998). 1998 wurde er auf die Professur für Produktionswirtschaft und Umwelt an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg berufen, von 2004 bis 2008 war er dort Präsident.

Vom 1. März 2010 bis zum 30. April 2020 war Schneidewind Präsident und wissenschaftlicher Geschäftsführer des Wuppertal Instituts für Klima, Umwelt, Energie. Schneidewind hat eine Professur für »Innovationsmanagement und Nachhaltigkeit« an der Bergischen Universität Wuppertal inne. Schneidewind ist seit 2011 Mitglied im Club of Rome, war von 2013 bis 2020 Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen (WBGU) und ist Vorsitzender der Kammer für Nachhaltige Entwicklung der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD). 2020 wurde er von CDU und Bündnis 90/Die Grünen für das Amt des Wuppertaler Oberbürgermeisters nominiert.

Uwe Schneidewind ist als gebürtiger Kölner mit einer Krefelderin verheiratet und hat drei erwachsene Kinder. Er fühlt sich nach eigenen Angaben in Wuppertal pudelwohl, schätzt die urbane Lebensqualität und den hohen Natur- und Freizeitwert. Und natürlich, dass in vielen Restaurants gleichzeitig Kölsch und Alt getrunken werden kann.



PROF. RAIMUND STECKER

Raimund Stecker, Kunsthistoriker, wurde 1957 in Duisburg geboren, lernte von 1971 bis 1974 das Buchbinderhandwerk. Dann Studium der Kunstgeschichte, Philosophie, Neuere Geschichte, Publizistik- und Kommunikationswissenschaften in Bochum, Hamburg und Florenz.

Promotion an der Ruhr-Universität Bochum, Dissertation über Barnett Newmans »The Stations of the Cross«.

Seit 1981 schrieb er als freier Mitarbeiter für die Westdeutsche- und die Frankfurter Allgemeine Zeitung, DIE WELT und verschiedene internationale Kunstschriften.

1993 bis 2000 geschäftsführender Direktor des Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen, Düsseldorf. 2000 bis 2005 Gründungsdirektor des ARP-MUSEUM, Bahnhof Rolandseck in Remagen bei Bonn. 2005 bis 2009 Berater des Finanzministeriums in Rheinland-Pfalz, Projektleiter eines Museums-Kunst- und Kulturzentrum in Ljubljana. 2009 bis 2013 Künstlerischer Direktor des Lehmbruck-Museum in Duisburg. 2013 bis 2017 Entwickler für die Galerie Henze-Ketterer, das Kirchner-Archiv (CH) und die RNK-Stiftung (Liechtenstein) und Geschäftsführender Vorstand der Ernst Ludwig Kirchner Gesellschaft e.V., Berlin. 1988 bis 2015 Lehrbeauftragter und Honorarprofessor für Kunstgeschichte und Geschichte der Kunst der Gegenwart an der Kunstakademie Münster

Seit 2015 Professor für Kunsthistorik an der HBK, Essen, seit 2018 Vizepräsident der HBK, Essen.

Impressum

INHALTlich VERANTWORTLICHER

renaissance
Immobilien und Beteiligungen
Aktiengesellschaft

Konrad Adenauer Platz 5 47803 Krefeld

AUFSICHTSRATSVORSITZENDER

Rechtsanwalt Hans-Arno Rheingans

VORSTAND

Christian Baierl

ARCHITEKTUR

Strauß + Fischer

Historische Bauwerke GbR

www.historische-bauwerke.de

KONZEPT UND GESTALTUNG

Studio Melskotte

Branding, Design, Kommunikation
www.studiomelskotte.de

TEXT UND REDAKTION

Olaf Ebeling

olaf@die-ebelings.de

FOTOGRAFIE

Berthold Litjes

www.bertholdlitjes.de

VISUALISIERUNG

P3D Visualisierung

Architektur- und Produktvisualisierung
www.p3d-visualisierung.de

PRODUKTION

Das Druckhaus Print und Medien GmbH

www.das-druckhaus.de

BILDNACHWEISE

Berthold Litjes:

6/7, 14/15, 22/23, 26/27, 42, 44, 46, 48, 52, 70/71, 72, 78, 92, 107, 108/109, 110, 112/133, 118, 120/121, 123, 124/125, 129, 130/131, 139, 140/141, 156/157, 160, 166, 167, 172, 173, 182

renaissance AG:

40/41, 100/101, 115, 116, 132/133, 159, 162, 164, 165, 163, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 185

Unsplash:

30 (Raghu Nayyar), 54 (thisengineering raeng), 107 (Toa Heftiba), 109 (Markus Spiske), 110 (Annie Spratt), 113 (Mike Bowman), 115 (Emil Widlund), 116 (Priscilla du Preez), 118 (Derick McKinney), 120 (Kevin Wolf), 123 (Surface), 125 (Michele Henderson), 127 (Luis Quintero), 129 (Nick Hillier), 131 (Mingjun Liu)

Wuppertal Marketing: 75 (Björn Ueberholz)

Marcel Rotzinger/Urbane Nachbarschaft Samtweberei: 38

Ralf Siberkuhl: 186 (Dr. Uta Atzpodien)

Ulrich Mayer: 186 (Dr. Christoph Quarch)

Susanne Scheidler: 187 (Prof. Raimund Stecker)

P3D Visualisierung: 88/89, 94/95

Stadtarchiv Wuppertal: 161, 165

Olaf Ebeling: 76

Shutterstock: 36, 37

WWW.KAISERUNDDICKE.DE

QUELLEN

Kapitel »Historie«

Wolfgang Stock: Wuppertaler Straßennamen.
Essen 2002, S. 122, S. 143

Werner Lorenz: Bausystem und Tragwerk –
Stahl. Aufsatz im Internet abrufbar unter:
denkmalpraxismoderne.de (aufgerufen 12.2017).

Hermann J. Mahlberg, Hella Nußbaum (Hg.):
Der Aufbruch um 1900 und die Moderne in der
Architektur des Wuppertales. Abendrot einer Epoche.
Wuppertal 2008

Hans Joachim de Bruyn-Ouboter (Hg.):
Barmer Südstadt, Wuppertal 1996

Jürgen Reulecke: Die wirtschaftliche Entwicklung der
Stadt Barmen von 1910 bis 1925

(= Bergische Forschung Band 10). Wuppertal 1973

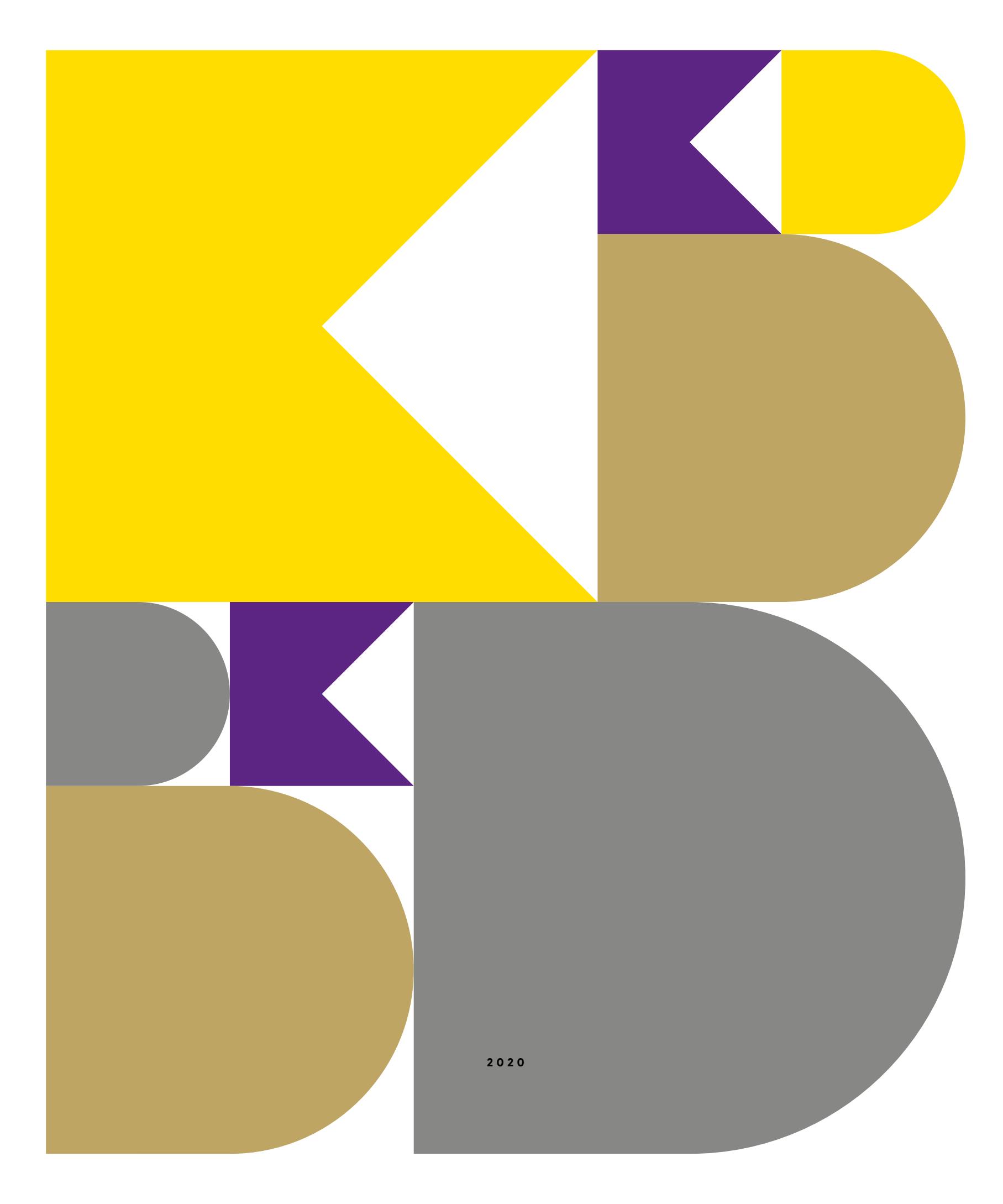
Hansjakob Krebs: Technischer Fortschritt und
Produktionsvollzug in der Tuchweberei.

Der Weg zur Automatisierung. Wiesbaden 1959

Deutschlands Städtebau Barmen II. Auflage 1926,
DARI-Verlag Berlin

Elisabeth Altmann-Gotheiner: Studien über die
Wuppertaler Textilindustrie und ihre Arbeiter in
den letzten zwanzig Jahren. Berlin 1903

Dirk-W. Naas: D. Lohsträter GmbH – Historie,
Typoskript 2017



2020